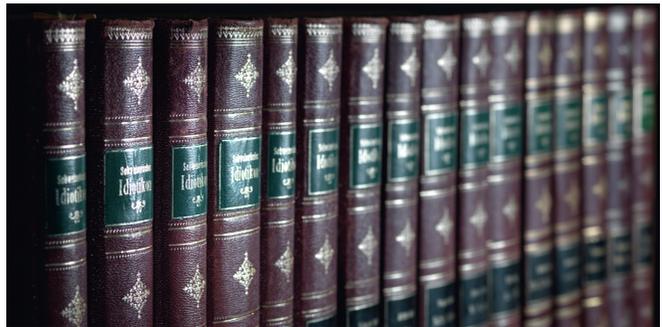


# 150 Jahre Schweizerisches Idiotikon



## 150 Jahre Schweizerisches Idiotikon

Beiträge zum Jubiläumskolloquium  
in Bern, 15. Juni 2012



Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften  
Académie suisse des sciences humaines et sociales

# **150 Jahre Schweizerisches Idiotikon**

Beiträge zum Jubiläumskolloquium  
in Bern, 15. Juni 2012

Diese Publikation entstand unter Mithilfe von:

Manuela Cimeli  
Astrid Gürtler

© 2013 Schweizerische Akademie der Geistes-  
und Sozialwissenschaften,  
Hirschengraben 11,  
Postfach 8160, 3001 Bern  
Tel. 031 313 14 40, Fax 031 313 14 50  
[sagw@sagw.unibe.ch](mailto:sagw@sagw.unibe.ch)  
<http://www.sagw.ch>

ISBN 978-3-907835-78-4

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort <i>Lotti Lamprecht</i>	5
Grussbotschaft der Bundeskanzlerin <i>Corina Casanova</i>	15
Von den Idiotika zum Idiotikon <i>Walter Haas</i>	21
«... unter Beihilfe aus allen Kreisen des Schweizer- volkes» – das Idiotikon als «nationales Wörterbuch» <i>Iwar Werlen</i>	47
Ein Wörterbuch – und mehr: Zur Bedeutung des Idiotikons für die Dialektologie und Sprachgeschichtsforschung in der deutschen Schweiz <i>Hans-Peter Schifferle</i>	59
<i>Tüpfli, Cheib und Obsi<sup>ch</sup> schnörre<sup>n</sup></i> : Das Idiotikon als Schlüssel zum Deutschschweizer Menschenbild <i>Helen Christen</i>	81
Das Schweizerische Idiotikon als historisches Wörterbuch des Deutschen <i>Ralf Plate</i>	101
Fortschreitende Digitalisierung: Neue Zugriffe auf das Idiotikon <i>Hans Bickel</i>	121
<b>Anhang</b>	
SAGW in Kürze	137
Aus der Reihe «Sprachen und Kulturen»	139



# Vorwort

*Lotti Lamprecht*

Am 15. Februar 1862 hielt Fritz Staub an der samstäglichem Sitzung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, welcher er seit 1859 als Mitglied angehörte, einen Vortrag «Über den Dialekt und seine Berechtigung, erläutert durch eine Reihe von Beyspielen aus der zürcherischen Mundart». Das Manuskript des Vortrags ist nur teilweise erhalten. Bekannt ist aus den Protokollen, welche die Grundlage dieses Vorworts bilden, dass die Mitglieder der Antiquarischen Gesellschaft die von Staub vorgeschlagene «Anlegung einer Sammlung der in den schweizerdeutschen Dialekten enthaltenen sprachlichen Schätze» lebhaft diskutierten und noch am selben Abend eine Kommission bildeten mit dem Zweck, die Idee Staubs eingehend zu prüfen und, falls man sie weiterverfolgen wollte, Wege und Mittel zu deren Verwirklichung zu beraten. Heinrich Schweizer-Sidler, Fritz Staub, Konrad Thomann, Salomon Vögelin und Georg von Wyss gehörten dieser Kommission an. Unter dem Vorsitz von Georg von Wyss, Vizepräsident der Antiquarischen Gesellschaft, bereitete sie, teils in Zusammenarbeit mit dem Vorstand der Antiquarischen Gesellschaft, in vier Sitzungen eine Versammlung vor, welche Freunde und Kenner der schweizerdeutschen Mundarten zusammenbringen und motivieren sollte, bei der Sammlung für ein Wörterbuch mitzumachen. Die Sitzungen wurden im Haus «zum Dach» am Limmatquai gegenüber dem Rathaus und im Lokal der Antiquarischen Gesellschaft abgehalten. Mit Letzterem sind wohl Räumlichkeiten im sogenannten Wasserhaus gemeint: Das zwischen 1859 und 1861 anstelle eines früheren Kaufhauses erbaute, dreigeschossige Wasserhaus stand im Winkel zwischen der Wasserkirche und dem Helmhaus. Es diente unter anderem der Erweiterung der in der Wasserkirche untergebrachten Stadtbibliothek und der Antiquarischen Gesellschaft.

Schon in der ersten Sitzung, am 7. März, wurde beschlossen, dass «die Anlage eines vollständigen Sprachschazes sämtlicher schweizerdeutscher Dialekte, – eines *schweizerischen Idiotikons* – angestrebt werden» soll, nicht nur eines zürcherischen, wie auch vorgeschlagen worden war. Es wurde

aber auch erkannt, dass die Bewältigung eines solchen Unternehmens der Kommission allein nicht möglich wäre, und man fasste die Gründung eines Vereins ins Auge, bestehend aus interessierten Mitgliedern der Antiquarischen Gesellschaft und «Freiwilligen sämtlicher deutscher Kantone oder Kantonstheile». Die Hauptarbeit der Vorbereitungen leistete Fritz Staub, der einen «Aufruf betreffend Sammlung eines Schweizerdeutschen Wörterbuchs» sowie eine Anleitung über die zu befolgenden Regeln bei der Sammlung entwarf. Seine Vorschläge wurden beraten, teils modifiziert und dann «in vertraulicher Weise an eine kleine Zahl befreundeter Männer in verschiedenen Kantonen zur Einsicht» gesandt mit der Bitte um Begutachtung. Aufgabe der Kommissionsmitglieder war es, ein grösseres Verzeichnis möglicher Interessierter aus allen deutschsprachigen Kantonen zu erstellen. Lehrer, Sprachforscher, Juristen, Geistliche und weitere Kreise sollten für die Vereinsgründung und für die Mitarbeit beim Sammeln gewonnen werden. Das Vorhaben der Kommission und Staubs Entwürfe stiessen bei der ersten Umfrage überall auf Wohlwollen. Aufruf und Anleitung wurden darauf als Entwurf gedruckt, datiert mit «Zürich, Pfingsten 1862», unterzeichnet von den fünf Kommissionsmitgliedern im Namen der Antiquarischen Gesellschaft. Dem Entwurf der Anleitung war am Schluss des dreiseitigen Flugblattes folgende Einladung beigedruckt:

*Tit.*

*Es wird am Sonntag nach Pfingsten (Vormittags 10 Uhr, im Künstlergütli) eine Versammlung zum Behufe der definitiven Redaktion des Aufrufes, der Organisation und Anhandnahme der Arbeit veranstaltet werden, wozu Jedermann, der bereit ist, das Unternehmen durch Rath oder That zu unterstützen, freundschaftlich eingeladen ist.*

Der Versand der Entwürfe mit der Einladung erfolgte am 3. Juni 1862. Eine öffentliche Einladung zur Versammlung unter der Überschrift «Schweizerisches Idiotikon» erschien am 13. Juni in den Zeitungen. Und an der samstäglischen Sitzung der Antiquarischen Gesellschaft vom 14. Juni wurde ebenfalls nochmals zu zahlreichem Besuch der Versammlung vom Sonntag aufgefordert. Die Versammlung war auf 10 Uhr «nach vollendetem Morgengottesdienste» angesetzt. Versammlungs-

ort war das «Künstlergüetli», das südlich des heutigen Hauptgebäudes der Universität gelegene ehemalige Landgut «Berg», welches Wirtschaft, Versammlungslokal und Sitz der Kunstgesellschaft war und der heutigen Künstlergasse den Namen gab.

## Die Gründungsversammlung

Am Sonntag, 15. Juni 1862, fand dann die «Versammlung zu Stiftung eines Vereins für ein schweizerisches Idiotikon» statt. Rund vierzig Anwesende zählte man: die Kommission, Mitglieder der Antiquarischen Gesellschaft mit ihrem Präsidenten Ferdinand Keller, weitere Teilnehmer aus den Kantonen Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, Thurgau. So nahm etwa Ludwig Tobler, zum damaligen Zeitpunkt Lehrer an der Kantonsschule Bern und später Staubs erster Mitredaktor, bereits an der Gründungsversammlung teil.

Die Beschlüsse der Versammlung werden hier im Wortlaut des Protokolls zitiert (Unterstreichungen aus dem Original übernommen):

1. *Die Versammlung, in der Überzeugung von dem hohen Werth u. der dringenden Wünschbarkeit des Zustandekommens eines schweizerischen Idiotikons – oder wie sie vorzieht zu sagen: eines schweizerdeutschen Wörterbuches – constituirt sich als Verein für Bearbeitung u. Herausgabe eines solchen, in Verbindung mit der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, gemäss der von letzterer ausgegangenen Anregung u. Beschlüssen.*
2. *Zu Betreibung u. Leitung seiner Aufgabe bestellt der Verein die von der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich niedergesetzte Specialcomission als seinen engern Ausschuss. Diesem engern Ausschusse soll obliegen: a) für jeden betreffenden Kanton einen oder mehrere Männer, sey es im, sey es ausser dem Schoosse der gegenwärtigen Versammlung, zu erbitten, als Korrespondenten für das Werk in ihren Umgebungen wirken, Einzelsammler bestellen u. die ihnen von denselben einzuliefernden Materialien vorläufig sichten zu wollen; b) die durch diese Korrespondenten einlaufenden Beyträge zu sammeln, nach bestimmten Grundsätzen zu ordnen u. so das*

*Werk vorzubereiten; c) die Korrespondenten, welche zusammen den weitem Ausschuss des Vereines bilden sollen, periodisch zu besammeln, denselben vom Stande der Arbeiten Bericht zu erstatten u. Vorschläge über die bey Herausgabe des Werkes zu befolgenden Grundsätze u. festzusezenden Bedingungen zur Beschlussfassung vorzulegen;*

- 3. Der Entwurf zu einem öffentlichen Aufrufe wird, mit einigen noch anzubringenden Abänderungen, gutgeheissen. Ebenso der Entwurf einer Anleitung für die Einzelsammler [...]. Der engere Ausschuss wird beauftragt, die Vorlagen [...] definitiv zu redigiren u. denselben sodann durch den Druck möglichst weite Verbreitung zu geben. Wozu er sich zunächst der Vermittlung durch die Korrespondenten, aber auch durch öffentliche Blätter, Behörden, Vereine etc. bedienen wird.*

Von einigen Anwesenden folgten zum Schluss der Versammlung Mitteilungen über bereits vorhandene, teils ziemlich umfangreiche Arbeiten. Angaben zu diesen Vorarbeiten, die der Kommission zur Benutzung überlassen wurden, finden sich in den späteren Sitzungsprotokollen des Vereines.

Das schon im Voraus geplante «gemeinsame, bescheidene Mittagessen» der Teilnehmer im Baugarten (einer Wirtschaft, welche später zusammen mit dem Kratzurm dem Bau der oberen Bahnhofstrasse Platz machen musste), wurde zu einem fröhlichen Mahl und «vereinigte den grössern Theil der Versammlung noch für einige Stunden gesellschaftlicher Unterhaltung auf dem Baugarten, wo man, bey herrlichem Wetter, der schönsten Aussicht über die im Sommerschmucke prangende Landschaft genoss».

Auf die Gründungsversammlung folgte die Schlussredaktion des Aufrufs, datiert am 15. Juni 1862, und der Anleitung, die unter dem Titel «Bemerkungen für die Mitarbeiter am schweizerdeutschen Wörterbuch» gedruckt wurde. Am 9. Juli wurden Aufruf und Anleitung an mögliche Korrespondenten in den Kantonen versandt, verbunden mit der Bitte, selber Sprachmaterial zu sammeln und geeignete Personen in ihrer Umgebung zum Sammeln anzuregen.

Mit diesem Aufruf gelang es innert kurzer Zeit, in den deutschsprachigen Teilen der Schweiz Mitarbeiter und Samm-

ler zu finden, und Fritz Staub konnte mit der Bearbeitung der eingehenden Beiträge beginnen. Zunächst bedeutete dies: sichten und dokumentieren der Eingänge, abschreiben der Wörter aus Wörterlisten auf einzelne Zettel, einordnen in eine vorläufige alphabetische Reihenfolge. Die Aufbereitung des Materials erwies sich als langwierig, ja, fast nicht zu bewältigen. Erst ab 1867 wurde Staub von einer ersten Büromitarbeiterin unterstützt, und 1868 stellte der Kanton Zürich für die Redaktionsarbeit und die geeignete Aufstellung des Materials einen Raum unentgeltlich zur Verfügung, das Auditorium XIII der Universität im Südflügel des neu erstellten Polytechnikums. Die erste eigene Redaktions-Adresse befindet sich also in nächster Nähe zum heutigen Standort. Noch sechs Mal musste die Redaktion seither umziehen, fast immer wegen anderweitiger Beanspruchung der Räume: 1871 ins Auditorium XV der Universität, 1890 ins «Souterrain» des Polytechnikums, 1900 dann an die Florhofgasse in die ehemalige Gärtnerwohnung des Hauses «zum Rechberg», wo «mehr Luft und Licht» als im Keller der ETH geschätzt wurden. 1911 richtete man dort die elektrische Beleuchtung ein, «um eine bessere Ausnützung der Arbeitszeit den Winter über zu ermöglichen». Von 1923 bis 1955 befanden sich die Büros im obersten Stock des Hauses «zum Lindenegg», Untere Zäune 2, von 1955 bis 1980 am Seilergraben 1 im Haus «zum Kronentor». 1980 schliesslich bezog man die heutigen Räume im Gebäude Auf der Mauer 5.

### Die Jubiläumsjahre 1962 und 1981

Das 100-jährige Bestehen des Idiotikons, 1962, wurde nur gerade mit einem Vortrag des Chefredaktors Hans Wanner an der ordentlichen Mitgliederversammlung gewürdigt. Das Referat mit dem Titel «Aus der Geschichte des Schweizerdeutschen Wörterbuchs» erschien in der Neuen Zürcher Zeitung (4. November 1962); als Sonderdruck konnte es erscheinen, weil ein Vorstandsmitglied die Kosten dafür übernahm. 1981 fand dann eine richtige Jubiläumsfeier statt, hundert Jahre nach der Veröffentlichung des ersten Idiotikon-Hefts: Zwei Publikationen konnten erscheinen, eine Festschrift verfasst von Walter Haas, *Das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Versuch über eine nationale Institution* (Frauenfeld 1981), und

das *Quellen- und Abkürzungsverzeichnis* in der dritten Auflage (ebd. 1980). An einem öffentlichen Festakt am 29. Mai 1981 in der Aula der Universität Zürich hielt Stefan Sonderegger, Dekan der philosophischen Fakultät und langjähriger Vizepräsident des Vereins, den Festvortrag.

## 150 Jahre nach der Gründung

Auch der 15. Juni 2012 war warm und sonnig. Auf diesen Tag lud der «Verein für das Schweizerdeutsche Wörterbuch» zu einem eintägigen Kolloquium und zu seiner Mitgliederversammlung nach Bern ein. Die Schweizerische Nationalbibliothek in Bern bot sich als Versammlungsort an, da vom 8. März bis 25. August 2012 in deren Räumen die Ausstellung «Sapperlot! Mundarten der Schweiz» der Schweizerischen Nationalbibliothek und des Phonogrammarchivs der Universität Zürich stattfand. Die Ausstellung war von den vier Nationalen Wörterbüchern mitgestaltet worden; Fritz Staub und die Anfänge des Idiotikons waren u.a. Gegenstand der Ausstellung.

Zur Eröffnung des Kolloquiums am Vormittag wurden die rund 110 Anwesenden im Dürrenmatt-Saal von Ruth Büttiker im Namen der Direktion der Nationalbibliothek begrüsst. Anwesend waren Vereinsmitglieder aus den Kantonen, Vorstandsmitglieder, Mitarbeitende des Idiotikons, der drei andern Nationalen Wörterbücher und mehrerer wissenschaftlicher Wörterbücher aus Deutschland und Österreich sowie weitere geladene Gäste. Es folgten fünf Referate, die sich auf ganz unterschiedliche Weise mit dem Schweizerischen Idiotikon befassen. Diese Beiträge von *Iwar Werlen*, *Hans-Peter Schifferle*, *Helen Christen*, *Ralf Plate* und *Hans Bickel* sind in diesem Band abgedruckt. Nach dem gemeinsamen Mittagessen im Restaurant Kirchenfeld überbrachte Bundeskanzlerin *Corina Casanova* eine Grussbotschaft des Bundesrates an die Versammlung, und *Walter Haas* hielt den eigentlichen Festvortrag mit dem Titel «Von den Idiotika zum Idiotikon». Auch diese beiden Vorträge finden sich nachfolgend.

Die anschliessende öffentliche Mitgliederversammlung des Vereins für das Schweizerdeutsche Wörterbuch leitete Regierungsrätin Regine Aeppli, Bildungsdirektorin des Kantons Zürich und Präsidentin des Vereins (seit 2003). In ihrer

Begrüssung bedankte sie sich insbesondere bei Bundeskanzlerin Casanova für ihre Grussworte und betonte die Wichtigkeit der konstanten finanziellen Unterstützung der Wörterbuchprojekte durch den Bund. Regine Aepli führte sodann durch den geschäftlichen Teil der Traktanden. Hans-Peter Schiferle konnte unter «Mitteilungen des Chefredaktors» u.a. den Abschluss des 16. und zweitletzten Bandes des Idiotikons auf Ende 2012 ankünden. Ein Aperitif im Garten des Bistros der Nationalbibliothek beschloss die Jubiläums-Mitgliederversammlung.

Hier bleibt noch das Engagement und Entgegenkommen der Schweizerischen Nationalbibliothek in Bern zu betonen. Einerseits hat sie mit der Ausstellung «Sapperlot! Mundarten der Schweiz» und ihren verschiedenen Begleitveranstaltungen die Dialekte der Schweiz und ihre Erforschung hör- und sichtbar gemacht und dem Idiotikon in Gastfreundschaft Räumlichkeiten für Kolloquium und Mitgliederversammlung überlassen. Andererseits digitalisierte sie aus Anlass der Ausstellung zu den Mundarten verschiedene Zeitschriften und stellt sie der Öffentlichkeit über das Projekt [retro.seals.ch](http://retro.seals.ch) kostenlos zur Verfügung. Für die Deutschschweizer Dialektologie interessant sind *Die deutschen Mundarten, Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik* (1854–1877), und *Schwyzerlüt, Zyttschrift für üsi schwyzerische Mundarte* (1939–1973). Zudem wurden alle Monographien der beiden in Verbindung mit dem Idiotikon erschienenen wissenschaftlichen Reihen *Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik* (1910–1941) und *Beiträge zur Schweizerdeutschen Mundartforschung* (1949–1982), insgesamt 44 Bände, digitalisiert. Sie sind zugänglich über den Online-Katalog der Schweizerischen Nationalbibliothek (Helveticat). Für die Idiotikon-Redaktion ist dies eine sehr wertvolle «Jubiläumsgabe».

Der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, zuständig für die Subventionierung der Nationalen Wörterbücher und die wissenschaftspolitische Begleitung durch den Bund, ist zu danken für ihre ideelle Unterstützung des Jubiläumsanlasses und die Publikation der Referate in ihrer Schriftenreihe «Sprachen und Kulturen».

3-15 Juni 1862.

Aktum. Den 3 Juni 1862.

Die Kommission des schweizerischen Lehrplans (Zusätze 2 & 3) zu der guten Lehrweise bring dem 15ten schweizerischen Schuljahr den Professor fürcht nicht, jedoch ein Hauptzweck dieses schweizerischen Lehrplans ist die Vermittlung der Wissenschaft in der besten Art, welche durch praktische Anwendung möglich ist. Der Herr Professor wird eine öffentliche Vorlesung in der Zeitungen einrichten.

Die Sitzung der Kommission.

Basel, den 13 Juni 1862.

(Der Inhalt der Vorlesung des Prof. Dr. G. von W.)

Die für die schweizerischen Lehrpläne zu berücksichtigenden Punkte sind folgende:

1) Die schweizerische Lehrweise ist in der besten Art zu beschreiben, jedoch nicht zu allgemein zu sein, sondern nur die wesentlichen Punkte zu enthalten, welche für die schweizerischen Schulen, jedem Mitgliede eine Grundlage zu sein, und in der besten Art zu beschreiben, sind.

2) Die schweizerische Lehrweise ist in der besten Art zu beschreiben, jedoch nicht zu allgemein zu sein, sondern nur die wesentlichen Punkte zu enthalten, welche für die schweizerischen Schulen, jedem Mitgliede eine Grundlage zu sein, und in der besten Art zu beschreiben, sind.

Aktum. Den 15 Juni 1862.

Die Kommission des schweizerischen Lehrplans für die schweizerischen Schulen (für die schweizerischen Schulen) (Basel, den 15 Juni 1862, auf der Morgenstunde)

Bestand: Die Kommission, der Präsident, und alle Mitglieder der Kommission (die Kommission, der Präsident, und alle Mitglieder der Kommission)

Die Kommission des schweizerischen Lehrplans (Basel, den 15 Juni 1862, auf der Morgenstunde)

Die Kommission des schweizerischen Lehrplans (Basel, den 15 Juni 1862, auf der Morgenstunde)

Abb. 1: «Protokoll des Vereins, resp. des Ausschusses, für das schweizerdeutsche Wörterbuch», 3., 13. und 15. Juni 1862 (Handschrift G. von W. 55)





# Grussbotschaft der Bundeskanzlerin

*Corina Casanova*

Allegra / Bun di – Salve / Buongiorno – Bonjour – Grüezi  
Meine sehr verehrten Damen und Herren

Schon meine verschiedenen Grussworte zeigen es: Die Vielfalt, zu der sich unser Land in seiner Bundesverfassung ausdrücklich bekennt – sie kommt nirgends deutlicher und eindrücklicher zum Ausdruck als in unseren Sprachen. Ich selber fühle mich in verschiedenen Sprachen dieses Landes zu Hause, und ich liebe diese Sprachen. Als Bundeskanzlerin, die ich täglich mit den unterschiedlichsten Menschen in diesem Land in den verschiedenen Sprachen verkehren darf, ist es mir eine grosse Freude, heute an Ihrer Veranstaltung eine Grussbotschaft des Bundesrates überbringen zu dürfen. Der Bundesrat hat sehr wohl zur Kenntnis genommen, dass dieses Jahr nicht nur die UBS ihren 150. Geburtstag feiert, sondern auch das *Schweizerische Idiotikon*.

Der Bundesrat schickt Ihnen zu diesem runden Geburtstag des ältesten und grössten unserer vier Nationalen Wörterbücher seine herzlichen Glückwünsche. Ich möchte Ihnen aber vor allem auch den grossen Dank der Regierung und des ganzen Landes überbringen für die so überaus wertvolle Arbeit, die Sie – in getreuer Nachfolge Ihrer Vorgänger in dieser Institution – bisher erbracht haben und deren Abschluss nun endlich absehbar ist. Ich denke, es wird nur ein *vorläufiger* Abschluss sein, die wichtige Arbeit wird in anderen Formen weitergehen.

Der Bund, das wissen Sie alle, trägt Ihre Institution – zusammen mit den Deutschschweizer Kantonen – seit 1874 massgeblich mit, seit 1975 im Rahmen der Forschungsförderung. Der Bundesrat hat in der unlängst verabschiedeten Botschaft zur Bildung, Forschung und Innovation für die Jahre 2013–2016 wiederum 21 Millionen für die vier Nationalen Wörterbücher beantragt. Er anerkennt damit, dass eine hochwertige Lexikographie in einem Land, das so stolz ist auf seine sprachliche Vielfalt, eine Daueraufgabe ist. Mit Ihrer wertvollen Arbeit zeigen Sie uns, woher wir sprachlich und kulturell kommen, wer wir heute sind und wohin wir gehen. Sie bauen

mit Ihren Wörterbüchern an einer grossartigen «Enzyklopädie der populären Kulturen der Schweiz» – so die Worte des Bundesrates in der genannten Botschaft. Oder, wie es mein Landsmann Clà Riatsch so schön gesagt hat: Sie bauen «Kathedralen des Wissens», in denen nicht nur die Sprachwissenschaftler, die Historikerinnen und die Kulturwissenschaftler voll auf ihre Rechnung kommen, sondern auch eine breite Öffentlichkeit. Gerade in unserem Land ist die Öffentlichkeit an sprachlichen Fragen mehr denn je interessiert, was mich sehr freut. Sie – meine Damen und Herren – erfüllen Daueraufgaben, für die sich auch der Staat zu engagieren hat. Wir wissen sehr wohl um die hohe, international sehr anerkannte wissenschaftliche Qualität Ihrer Wörterbucharbeit und um deren praktischen, von der Bevölkerung sehr geschätzten Nutzen.

1874, am Beginn der Bundesunterstützung, äusserte der Bundesrat grosse Bedenken gegen das Prinzip, nach dem die Wörter im Idiotikon angeordnet sind. Bekanntlich ist das ja nicht streng alphabetisch, und das erschwert den Zugang für das breite Publikum. Der Bundesrat sah sich verpflichtet, die Interessen dieses Publikums zu vertreten. 1877 machte dann die Bundeskanzlei in einem Brief an das Idiotikon den Rückzug der grossen Bedenken der Landesregierung davon abhängig, dass – ich zitiere – «dem Idiotikon ein streng alphabetisches Verzeichnis aller behandelten Wörter mit Paginalverweisung beigegeben werde». Heute, 135 Jahre später, darf ich mit grosser Freude feststellen – *und hiermit hochhoffiziell zu Protokoll geben!* –, dass diese Forderung meines Vorvorgängers erfüllt ist, und zwar

- zum einen mit dem digitalen Zugriff auf das gesamte Wörterbuch in einer technisch-medialen Art und Weise, die 1877 noch gar nicht denkbar war;
- und zum andern sogar noch vor dem Abschluss des Werks, denn auf die Fertigstellung des letzten Bandes wartet der Bundesrat ja bis heute – mit Ungeduld, wie sie halt den Politikern eigen ist, die immer nur auf vier Jahre gewählt sind, wie Sie, lieber Herr Haas, einmal bemerkt haben.

Sie sehen also: Die Bundeskanzlei hat durchaus eine Beziehung zu Ihrem Werk, wenn auch eine eher indirekte, denn als Bundeskanzlerin ist mir nebst der Pflege unserer

Landessprachen und ihrer Geschichte vor allem ein Anliegen, mich für die *Amtssprachen* des Bundes einzusetzen. Meine Aufgabe ist es, für eine gelebte Mehrsprachigkeit im Innern der Institutionen des Bundes und zwischen diesen Institutionen und den Bürgerinnen und Bürgern zu sorgen. Artikel 70 der Bundesverfassung und die Abschnitte über die Amtssprachen in der neuen Sprachengesetzgebung sind mir die entscheidende Richtschnur. Die Dialekte, namentlich die schweizerdeutschen, beschäftigen mich dabei in einer etwas anderen Hinsicht als Sie.

Nehmen Sie als Beispiel eine unlängst eingereichte parlamentarische Initiative, die den Mitgliedern des Bundesrates per Sprachengesetz vorschreiben wollte, an öffentlichen Auftritten – ich zitiere – «*eine Amtssprache*» zu *sprechen*, womit gemeint war, dass sie nicht Dialekt reden dürften. Der Initiative wurde im Parlament zwar keine Folge gegeben; die Initiative weist aber dennoch auf ein Problem hin. In den Räten hängt ist zudem eine Motion, die verlangt, dass die grösseren schweizerdeutschen Dialekte auf die Liste der vom Europarat geschützten Regional- und Minderheitensprachen gesetzt werden sollen, da sie angeblich von unserer Bundesverfassung und vom Sprachengesetz nicht geschützt seien, weil dort nur von «Deutsch» die Rede ist.

Uns beschäftigen also tagtäglich der Gebrauch der Dialekte in mehrsprachigen staatlichen Institutionen und die damit verbundenen Probleme. Und uns beschäftigen unterschiedliche Wahrnehmungen und Missverständnisse, was den Status der Dialekte betrifft. Und die Frage, ob ein schweizerdeutscher Dialekt überhaupt Deutsch im Sinne der Landes- und der Amtssprachen der Bundesverfassung und der Sprachengesetzgebung ist. Dass wir mit unseren schweizerdeutschen Idiomen natürlich Deutsch sprechen und *Teil des deutschen Sprachraums sind*, ist vielen Angehörigen der Minderheitensprachen in diesem Land nicht bewusst. Das muss uns allerdings nicht wundern, denn sie erleben unseren Dialekt nur zu oft als Sprachbarriere, und nur zu oft erleben die Deutschschweizer ja selber ihren Dialekt als eine Sprache, die etwas ganz anderes ist als «Deutsch».

In diesem Zusammenhang ist mir auch aufgefallen, dass das Idiotikon im Untertitel die Bezeichnung «*Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache*» trägt und damit ja eigentlich zum

Ausdruck bringt, dass das eine eigene Sprache ist. Ich bin allerdings sicher, dass das Schweizerische Idiotikon, auch wenn es die Eigenheiten der schweizerdeutschen Dialekte erfasst – also gewissermassen den *Sonderfall Schweiz* beschreibt –, immer auch zeigt, dass diese Dialekte Teil der grossen Kultursprache Deutsch sind. Und dass es darüber hinaus zeigt, wie die verschiedenen Nachbarsprachen sich niederschlagen auch in den scheinbar so eigentümlichen Eigenheiten der schweizerdeutschen Dialekte. Mit andern Worten: Wo wir linguistischen Laien im Alltag nur allzu gerne Sprachgrenzen sehen und das Eigene vom Fremden unterscheiden, da tragen Ihre Arbeiten dazu bei, die Zusammenhänge und die Übergänge sichtbar zu machen – gewissermassen *die Schweiz sprachlich in der Welt zu verorten*. Das macht mir Ihre Arbeit nebst dem, dass sie das Besondere herausstreicht und das Herkömmliche aufzeigt, so überaus wertvoll.

Diese Übergänge innerhalb der Sprachen und dieser Austausch zwischen den Sprachen wird das Thema sein an der diesjährigen «Soirée des Langues», die meine Sprachdienste für die rund 400 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aller Sprachdienste der Bundesverwaltung veranstalten: Wo situiert sich der Bund mit seinen Sprachen in all den Varietäten der vier Landessprachen der Schweiz? Welche Loyalitäten pflegen wir in unserem Sprachgebrauch: diejenigen zu den Sprachen der Nachbarn im eigenen Land? Oder diejenigen zu den grossen Nachbarn «ännet der Grenze»? Das wird sicher spannende Diskussionen geben.

Die Bundeskanzlei, das wissen Sie, sorgt mit ihren Sprachdiensten für die Mehrsprachigkeit der Texte des Bundes, für die Übereinstimmung der amtssprachlichen Fassungen und für deren Klarheit, grösstmögliche Einfachheit und Verständlichkeit. Wie Sie sicher auch wissen, übernimmt die Schweiz in zunehmendem Masse das Recht der Europäischen Union. So auch im Bereich der sogenannten Gebrauchsgegenstände. Die *Spielzeugverordnung* ist so ein Beispiel; sie folgt weitestgehend einer Richtlinie der EU. «Spielzeug» ist ja ein ziemlich unscharfer Begriff. Deshalb enthält die Verordnung einen langen Katalog von Gegenständen, die ausdrücklich *nicht* Spielzeug sind. Da können Sie zum Beispiel lesen, dass Christbaumschmuck kein Spielzeug ist, oder ein Puzzlespiel mit mehr als 500 Teilen. In dieser langen Liste stand früher

auch, dass «Beruhigungssauger» kein Spielzeug sind. Eine Änderung der EU-Richtlinie spricht neu nun nicht mehr vom «Beruhigungssauger», sondern vom «Schnuller». Da hat es unseren Sprachfachleuten buchstäblich «den Nuggi rausgejagt», wie wir so schön sagen, und sie haben in die Verordnung anstelle von «Schnuller» «Nuggi» geschrieben – und scheinen damit sogar in Brüssel durchzukommen. Und beim «Roller», der auch kein Spielzeug im Sinne der Spielzeugverordnung sein soll, haben sie immerhin erreicht, dass in Klammern «Trottinett» dazugesetzt wird. So sieht man der schweizerischen Spielzeugverordnung wenigstens an diesen Details an, dass es sich um einen schweizerischen Rechtserlass handelt. Das Beispiel soll Ihnen zeigen, dass schweizerische Varianten und ganz selten sogar eigentliche Dialektwörter es bis in unsere Rechtstexte schaffen.

Mit dieser kleinen Anekdote möchte ich Sie nun in Ihre wissenschaftlichen Diskussionen entlassen. Lassen Sie mich zum Schluss sagen: Es ist gut, dass es das *Schweizerdeutsche Wörterbuch*, das *Idiotikon*, gibt, dass es aber auch das *Glossaire des patois de la Suisse romande*, das *Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana* und das *Dicziunari Rumantsch Grischun* gibt, die heute hier zusammen mit dem *Idiotikon* dieses nationale Sprachenfest feiern. Unsere Sprachen mit ihrer inneren Vielfalt, sie machen uns reich. Unsere Wörterbücher – und Sie, die Sie daran arbeiten – machen uns noch reicher.

Ich danke Ihnen ganz herzlich.



# Von den Idiotika zum Idiotikon

Walter Haas

## Eine neue Textsorte

- *Abhaagen, mit einem, die bisherige Verbindung mit ihm aufheben.*
- *Aberen, es abert d.i. der Schnee geht ab. Es ist aber (ohber) kein Schnee mehr zu sehen.*
- *Ahselich, solch. Ein ahseliches Kleid d.i. ein solches Kleid.*
- *Acker, was man sonst Wiese heisst.*
- *Anstellen, eine Frau anstellen d.i. eine Frau nehmen.*

Texte dieser Art vermochten einstmals ein grosses Publikum zu interessieren. Und dabei ist es nicht *poetry slam*, was ich Ihnen vorgelesen habe, sondern der Anfang einer Liste von sogenannten Idiotismen, gedruckt zu Göttingen im Jahr 1788 (32.39).<sup>1</sup>

Als *Idiotismen* bezeichnete man die speziellen Wörter einer Region, in unserm Fall Appenzells. Zu unangebrachten Bemerkungen Anlass gegeben hat natürlich die bedenkliche Nähe des linguistischen Terminus zum medizinischen Terminus für einen «Menschen mit hochgradigem Intelligenzdefekt». Falls Sie aber schon einmal von jemandem gesagt haben sollten: «Er isch e Spezielle» – dann haben auch Sie die abschüssige semantische Bahn bereits betreten.

Welche Wörter einer Region eigentümlich seien, glaubte man zunächst unschwer eruieren zu können: Idiotismen sind jene Wörter, die «in der Schriftsprache nicht allgemein bekannt» sind.<sup>2</sup> Das Problem war nur, dass von einem festen Schriftwortschatz im 18. Jahrhundert noch unendlich viel weniger die Rede sein konnte als heute, und das stellte sich im Laufe der Zeit immer klarer heraus. Wie für die Verfasser des modernen *Variantenwörterbuchs des Deutschen*<sup>3</sup> waren für viele damalige Autoren die Besonderheiten der *geschriebenen* Landschaftssprachen die interessantesten Idiotismen. Für andere dagegen konnten nur Dialektwörter Idiotismen sein, vor allem diejenigen der Ungebildeten. Eindeutig war der

Begriff nicht – aber er lenkte die Aufmerksamkeit auf ausserliterarische, oft mündliche Sprachbestände, die bisher kaum interessiert hatten – er deutete auf die Dialektologie voraus.

Idiotismen wurden in Büchern gesammelt, die man *Idiotika* nannte, vor allem aber in Idiotismenlisten, die unselbständig in Büchern und Zeitschriften erschienen, mit allen Vor- und Nachteilen des weniger Verbindlichen, dafür Aktuellen, Massenhaften.<sup>4</sup>

Die neue Textsorte erlebte ihre Blüte in den Jahren zwischen 1780 und 1790, mit dem typischen Phasenverlauf einer Mode, gekennzeichnet durch rapide Diffusion und rasche Restriktion.

### Vom Zweck des Wörtersammelns

Sinn und Zweck dieser Wörtersammlungen waren vage wie der Idiotismusbegriff selber. Die ältesten Autoren unterstellten ihren Listen philologische Zwecke: Sie sollten helfen, den Ursprung der Wörter zu erhellen. Dafür schienen die Ausdrücke des Volkes besonders geeignet. Im Barock war nämlich die Idee aufgekommen, die «einfachen Leute» seien in Kleidern, Sitten und Sprache den Moden kaum unterworfen. Noch 1774 meinte Adelung, die zeitgenössischen Appenzeller sprächen genau gleich wie die St. Galler Mönche, denen wir die althochdeutschen Handschriften verdanken.<sup>5</sup>

Die erste deutsche Idiotismenliste (33.01) entstand aber nicht in Appenzell, sondern 1689 in Regensburg. Dem Verfasser Johann Ludwig Präsch (1637–1690) ging es um die Etymologie, die aber ihrerseits im Dienste dessen stand, was man heute *status planning* nennen würde: Praschs Etymologien sollten das Bairische aufwerten, indem sie bewiesen, dass das Lateinische vom Bairischen abstammte – was jeder sofort sehen kann, der etwa *Vetter* mit lat. *veter* vergleicht. Damals hat sich niemand über dieses Unterfangen mokiert, auch Leibniz nicht, der das Sammeln von Idiotismen aus etymologischen Gründen sehr begrüßte und von Präsch wusste. Eher nebenbei bemerkte Leibniz, regionale Wörter könnten Wortschatzlücken der Schriftsprache schliessen und so die Nationalsprache bereichern. Allerdings hielt er dies in jenen ständischen

Zeiten für sehr delikat, da den Volkswörtern oft etwas «Größliches» anhafte.<sup>6</sup>

Das war nun genau der Grund, der andere Sammler veranlasste, eigentliche *Antibarbari* zu entwerfen. Zähneknirschend sozusagen stellte sogar unser Bodmer Wörter zusammen, die ein Zürcher vermeiden müsse, wenn er nicht von den Deutschen «zu dem Pöbel» verwiesen werden wolle.<sup>7</sup> Aber natürlich war auch Bodmer vom Alter der Mundarten überzeugt, und zwar empirisch gestützt als Adelung; deshalb schlug er vor, den Schweizer Wortschatz zum Verständnis der mittelhochdeutschen Dichtungen beizuziehen – eine Idee, die übrigens auch sein «Gegner» Gottsched teilte.<sup>8</sup>

Während für Leibniz der «Bereicherungs-idee» etwas Anrühiges anhaftete, erarbeitete der Österreicher Johann Siegmund Valentin Popowitsch (1705–1774) um 1770 konkrete Grundsätze zum Ausbau des deutschen naturkundlichen Wortschatzes mit Hilfe der Regionalwörter: Das war echtes *corpus planning*.<sup>9</sup>

### Idiotismensammeln als Freizeitvergnügen

Wie aber konnte das Idiotismensammeln geradezu zu einem Sport der gebildeten Bürger werden, trotz der unsicheren linguistischen Fundierung und der divergierenden Zwecke?

Seit dem 16. Jahrhundert waren sich die regionalen Schriftidiome über einen ungesteuerten Ausgleichsprozess in der Schrift immer ähnlicher geworden. Erst recht spät begann man nach der Schrift auch zu sprechen. Die ersten *native speakers* des Hochdeutschen waren Niederdeutsche. Vor diesem Hintergrund entstand 1743 das *Idioticon Hamburgense* von Michael Richey (1678–1761), der die Bezeichnung *Idiotikon* gleich miterfand.

Nach 1760 ging der Vereinheitlichungsprozess des Deutschen in eine entscheidende Runde, vorangetrieben durch eine überregionale schriftliche Kommunikation. Ihr Medium waren die «Journale», meist kurzlebige, aber als Gesamtheit wirkungsmächtige Zeitschriften. Sie machten nicht zuletzt die Unterschiede zwischen den Regionen Deutschlands zu einem Thema – auch die sprachlichen. Die Idiotismenlisten sind das Sediment eines weitgespannten Diskurses über die Diversität

innerhalb «des» Deutschen. Aus den vielfältigen Beziehungen zwischen den Listen und ihren Verfassern geht hervor, dass es sich um einen echten Diskurs im Sinne Foucaults handelte: Man kopierte, zitierte, kommentierte, replizierte, übersetzte einander, und zwar Schlag auf Schlag, was erst die periodisch erscheinenden Journale, das Internet der Aufklärung, möglich machten.<sup>10</sup> Der modische Aspekt der Textgattung verrät, wie sehr der Gegenstand das Interesse der Zeitgenossen zu fesseln vermochte.

Die unklaren Begriffe und widersprüchlichen Ziele taten keinen Schaden, im Gegenteil: Man konnte Idiotismen sammeln, weil man sie liebte, man konnte sie aber auch hassen und sie zur Abschreckung sammeln.

### «Wörter, die im Appenzellerlande gebraucht werden»

Im Göttinger *Journal von und für Deutschland* (1784–1792) erschien 1788 jene *Sammlung von Wörtern, die im Appenzellerlande gebraucht werden und unbekannt scheinen*, aus der ich Ihnen zu Beginn rezitiert habe.

Dass zu den ältesten Schweizer Listen eine aus Appenzell gehört, verdankt sich den Molkenkuren, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufgekommen waren. Appenzell wurde zur Tourismusregion, und den Touristen fiel neben den gelben Hosen der Sennen auch deren unverständliche Sprache auf. Der Mode folgend und die Musse nützend begannen einige Kurgäste auch Wörter aufzuschreiben. Die ephemere Natur dieser Beschäftigung verrät eine spätere Appenzeller Liste, die sich als Brief ausgibt und mit der Bemerkung schliesst: «Leben Sie insgesamt recht wohl. Morgen gedenke ich von hier abzureisen» (32.40).

334 XV. Sammlung von Wörtern

Grobb, sehr, Grobb lang.	Keuen, es keut schrecklich d. i. es ist dem. Es ist stark.
Gähle, lustige Möglichkeiten.	Keiden, Kaufen.
Gänlig, wunderbar.	Krieg, in Krieg gehen, Soldat werden.
Gräge, Weiner.	Kappe, Haube, Nachtkappe, Nachthaube. (Nur von Kinderhauben gewöhnlich.)
Ganten, (Verquanten) verauctioniren, verkaufen.	Krosen, rauschen.
Gat, nur.	Krof, für den Schindanger bestimmt.
Gueindler, Associe. (von Kaufleuten i. E.)	Kindlich, kindlich, der Mann ist kindlich d. i. er ist sehr alt, und kindisch.
Gose, ein Kind.	Kindswach, Sichter.
Goppel, hoffentlich.	Kloffe, Funke.
Gohmen, (gäumen) zu Hause bleiben.	Kost, Lebensvorrath, ich will da und dorthin, um mir die Kost zu helfen.
Gumpen, zu einem Pferd, das munter ist. Das Pferd gumpet, ist frisch, muthig.	Kremlt, Leckereyen.
Gruchtes, Leber, Sammetleder.	Köpfigt, eigenständig, (aus der Natur hergenommen! Der halbsfarige Appenzeller zeigt sich schon im Aeußern des Kopfes.)
Grütele, gefährlich.	Kreuzeln, kitzeln.
Gohgen, im Bett gohgen, d. i. liegen, unnüchigerweise sich aufhalten.	Kutsche, eine Art Ruhebetto bey den Bauern, meist hinter dem Ofen angebracht.
Götschen, vorwunden.	Lichtabbrecher, Lichtpufe.
Gethiert, getieget, schlecht.	Lugen, sehen.
Gälse, Geschenk bey einer Hochzeit.	Lizimen, stricken.
Hauskehr thun, d. i. die gewöhnlichen Geschäfte, die in einer Haushaltung vorkommen, verrichten.	das Latble, der heimliche Ort, s. v.
Hebl, schmeichlerlich, falsch.	Lälle, Jung.
Herr, der Pfarrer. Zum Herrn gehen d. i. sich zum ersten heil. Abendmahl vorbereiten lassen. Eine Herrenbibel d. i. die nämliche Edition von derselben Bibel, deren sich der Pfarrer bedient.	Müde, langweilig, beschwerlich mit Kleben vorzüglich. (Eine Sache, die für den unangenehmlich weltchweiligen, kraft- und faulsten Erzählungen der gewöhnlichen Appenzeller ein eigenes Wort erforderte.)
Hören, aufhören.	Mähle, ein Heines Hochzeitgelag, wo jeder Gast seine Zehrung selbst bezahlt.
Hosam, nach und nach, fachte.	Möfer, munter.
Hoffele, schwerlich.	Munnen, singen ohne deutliche Worte.
Hä, Stid.	Nächer, das Ausfloßen aus dem Magen.
JungensKnecht, ein Liebhaber, des Frauenzimmers.	Nak, Geschmack, Geruch, der Topf hat einen Nak.
Juppenschliefer, dars Wort nicht hält.	
Käferig, munter, von einem kleinen Kind, beweglich, stüchtig.	

Abb. 1: Aus der Liste 32.39

Die meisten Listen aus dem Süden stammen von Touristen. Die Fortschrittlichkeit des Nordens verriet sich dadurch, dass dort auch Einheimische Listen anfertigten: Den bereits hochdeutsch sozialisierten Gebildeten, die als Pfarrer oder Richter wirkten, sollten diese Listen es erleichtern, ihre einfachen Landsleute überhaupt noch zu verstehen.

Unserm Anonymus schienen also 165 Wörter «andernorts unbekannt» zu sein. Er wählte das Verb *scheinen*, weil er die wahre Verbreitung der Wörter nicht kennen konnte. Hier fassen wir einen zusätzlichen Grund, Idiotismen zu sammeln: Man

hoffte, im Gespräch über die provisorischen Listen Einsicht in die sprachliche Kammerung des Deutschen zu gewinnen.

Ein grosses Problem für die Listenverfasser war die Schreibung. Man war sich gewohnt, ein bestimmtes Schriftbild nach landschaftlichem Brauch auszusprechen und in unterschiedlichen Aussprachen zu hören. Auch die deutsche Orthographie funktioniert ja teilweise ideographisch, damals sehr viel stärker als heute. Bei den Idiotismen jedoch kam es darauf an, eine ganz bestimmte landschaftliche Aussprache einzufangen, wenn nötig gegen die schriftsprachliche Graphie.

Nehmen wir den folgenden Eintrag aus der Appenzeller Liste 32.39:

**Chog, für den Schlabanger bestimmt.**

Abb. 2: Ausschnitt aus Liste 32.39

Wir erschliessen hinter dem Stichwort das Substantiv *Chog*, obwohl die Bedeutungsangabe eher für ein Adjektiv passt. Die exotische Schreibweise verrät, dass der Verfasser das Wort gesprochen gehört haben muss: Er konnte das Gehörte nicht mit einem vertrauten Inhalt verbinden und darauf mit einem gewohnten Schriftbild wiedergeben. Er war auf Graphem-Phonem-Korrespondenzen zurückgeworfen, die er aus der eigenen Sprache kannte. Die auslautende stimmlose Lenis [g] der Mundart hörte er als velaren, stimmlosen Fortisplosiv, den er in seinem Deutsch mit dem Buchstaben <k> schrieb; der Buchstabe <g> kam für ihn hier nicht in Frage, denn diesen hätte er auslautend [ç] ausgesprochen.

Kompliziertere Überlegungen führten zum anlautenden <k>. Indem er den Laut [x] der Mundart durch den Buchstaben <k> wiedergibt, zeigt der Anonymus, dass er eine häufige Parallele zwischen seinen und den «schweizerischen» Phonem-Graphem-Korrespondenzen erfasst hatte. Er muss sich gesagt haben: «Wo ich im Anlaut den Buchstaben <k> schreibe, sprechen die Appenzeller [x], wie in meinem <Kind> und ihrem *Chind*».

Noch interessanter sind die Prozesse, die zum Eintrag «**Peben** im Gedächtnis behalten» geführt haben – ich überlasse es Ihnen, den Weg von *bhebe* zu diesem Lemma zu rekonstruieren.

Die meisten Wörter der Liste sind harmloser. Wir freuen uns über *Gofe* ‚Kind‘, auch wenn der Plural als Singular missverstanden wurde. Bei *gohmen* (*gaumen*) ‚zu Hause bleiben‘ fiel dem Anonymus die Angabe der vollständigen Bedeutung schwer, aber er hatte begonnen, die appenzellische Monophthongierung zu durchschauen.

Andere seiner Einträge verraten ein ethnographisches Interesse:

*Köpfigt* eigensinnig, (aus der Natur hergenommen! Der halsstarrige Appenzeller zeigt sich schon im Äussern des Kopfes).

Die ethnographische Bemerkung ist nicht schmeichelhaft, aber das sind Sittenbeschreibungen «primitiver» Völkerschaften selten. Doch trotz allem brachten die Touristen ein ethnographisches Interesse mit, vor allem, wenn sie Hallers *Alpen* (1729) gelesen haben sollten. Auf dieses Interesse mussten die «Leute» bei ihnen zu Hause verzichten, obwohl auch sie Dialekt sprachen. Deshalb entging es den Touristen, dass sich die Sprachverhältnisse der Schweiz damals gar nicht so enorm von jenen in Deutschland unterschieden.

*Einen* wichtigen Unterschied zum Norden allerdings gab es: Hierzulande zeigten auch Gebildete und Vornehme wenig Neigung, im Gespräch schriftnahe Formen zu bevorzugen.<sup>11</sup>

## Neue Interessen einer neuen Sprachwissenschaft

Wie jede Mode verlor auch das vergnügliche Sammeln von Idiotismen bald an Attraktivität.<sup>12</sup> Ihre Massenhaftigkeit zusammen mit ihren Schludrigkeiten brachten den Listen schon bei einigen Zeitgenossen einen zweifelhaften Ruf ein. Die modernen Dialektologen hatten wenig Verständnis für die Probleme ihrer Vorgänger, z.B. mit der Schreibung. Sie nahmen die Listen zu sehr als Zeugen für die Dialekte und zu wenig als Zeugen für den sprachlich-gesellschaftlichen Stabilisierungsprozess der Standardsprache. Entscheidend für den raschen Niedergang des Idiotismensammelns war aber die «Erfindung» der historischen Sprachwissenschaft durch Rasmus Rask, Franz Bopp und Jacob Grimm zwischen 1810

und 1820. Die neue Linguistik interessierte sich kaum für das «korrekte» Deutsch, sondern vor allem für die Veränderung der Sprachen durch die Zeit. Dabei hielt sie sich an klare Regeln des Schliessens und Erklärens und erkannte, dass Sprachwandel nicht zu zufälligen Resultaten führte, sondern regelmässig war. Das zeigt sich besonders an den Lauten, die über die Zeit zwar zahlreichen Veränderungen unterworfen sind, aber *ein* Laut des ältern Stadiums wurde im neueren Stadium der gleichen Sprachtradition prinzipiell in allen Wörtern durch den gleichen Laut ersetzt: *wîn* wurde zu *Wein* wie *fîn* zu *fein* und hunderte mehr. Diese Entdeckung stellte die Beschäftigung mit der sprachlichen Diversität auf ganz neue Grundlagen. Das hilflose Zusammenstellen ähnlicher Formen oder «Parallelen» wie *Vetter* und *veter* galt nun als hoffnungslos dilettantisch.

Jede wissenschaftliche Revolution braucht ihre Zeit. Der Escholzmatter Pfarrer Franz Josef Stalder (1757–1833) hatte 1806 und 1812 mit Hilfe zahlreicher Amtsbrüder beider Konfessionen seinen *Versuch eines Schweizerischen Idiotikon* veröffentlicht, noch unberührt von der neuen Sprachwissenschaft, aber die ganze deutsche Schweiz abdeckend. Auch die «modernen» historischen Linguisten nahmen sein Werk gut auf, nicht so sehr wegen der Mundartwörter, sondern wegen der althochdeutschen Materialien aus der St. Galler Stiftsbibliothek.<sup>13</sup>

**Diu, föderlen, an- über- vertöderlen, föder-**  
**lig** als **Wym**, von **der** gleichen, doch nicht ganz so höf-  
 lichen Bedeutung.

**Kofer m.** — heisses Bier — jänische Person (S.) — Fä-  
 fern, kaffen, schmeicheln; **Koferli, Kläfer, Male-**  
**weis** (Wn.); — **erkofern**, mit vielem Appetit von einer  
 Speise essen. (N. Bl.)

**Kog, Kogen m.** — **Nas**; — Schimpfname; **Kogenshin-**  
**der, Abdecker; kogelen, fögelen**, nach einem Nas  
 oder wie ein Nas sinken. (N. Bl. Togg. Vd. Schf.)

**Kög m.**, u. **adv.** — hässlich, letzte oder vielmehr ungerath in  
 Wahlen, so das man aus fühliger Bedenlichkeit sich in  
 der Wahl einer Sache nicht leicht entschließen kann; daher  
 wird es gebraucht; u. in Ablicht auf die Wahl der Spei-  
 sen. Er ist **kög d. i.** wählerisch, delikat, ist nicht gern  
 von jeder Speise (N. Schw. Bl. 3.), wofür man auch in  
 N. Schf. Vd. 3. **kogás** sagt, welches eine Zusammensetzung  
 aus **kog** und **ás** (Eßen, Speise) anzudeuten scheint; —  
 h. in Ablicht auf die Wahl einer treuen Liebhaft. So  
 sagt man: das Mädchen ist **kög**, wenn sie unschlüssig  
 ist, welchen Vorschlag sie zum Mann wählen will, weil an  
 jedem etwas auszusetzen ist (N. Schw. Bl. 3.); — e. in Ab-  
 sicht auf die Wahl der Wörter, deren man sich in der Con-  
 versationsprache bedienen will, vorzüglich gilt es von Per-  
 sonen, die der Frage einer andern ausweichend, dieselbe  
 kurz, kahl und öfters höhrend abfertigen. Er hat ihm  
 einen **kogen** Wechsel gegeben; dann auch **trobja**,  
 spröde, oder vielmehr das Mittelglied zwischen spröde und  
 trobjä (engl. coy). Ein **koger** Mensch, wenn er sich  
 etwas einbildet, sich fählt, nicht jedem aus Mangel ste-  
 genden Laß zur beliebigen Antwort bereit steht (Entl. N.  
 Schw. 3.), wofür auch in Entl. und Schw. **kogsch** üb-  
 lich ist.

Dieses Wort **kög**, welches eine Eigenschaft bezeichnet,  
 die zwischen **Stumpfsinn**, dem alles gleichgültig ist,

Abb. 3: Aus Stalder: Versuch eines schweizerischen Idiotikon, Bd. 2, 1812

Seiner Liebe zur vaterländischen Sprache zum Trotz hielt Stalder viele mundartliche Entwicklungen für «Verderbnisse». Und nicht aus Unfähigkeit setzte er die Lemmata in einer verhochdeutschen Form an, sondern aus jener Bereicherungs-Tradition, die Dialektwörtern Zutritt zur Gemeinsprache gewähren wollte – falls sie nur anständig gekleidet daherka-  
 men.<sup>14</sup> Das galt sogar für Unflätiges. Deshalb zeigt auch *Kog* anlautendes <k> und im Plural <en>, und er weist seine Heimat aus: beginnend mit Appenzell, endend mit Schaffhausen; nach Westen war das Wort offenbar erst bis Glarus vorgedrungen.

**Kog, Kogen m.** — **Nas**; — Schimpfname; **Kogenshin-**  
**der, Abdecker; kogelen, fögelen**, nach einem Nas  
 oder wie ein Nas sinken. (N. Bl. Togg. Vd. Schf.)

Abb. 4: Ausschnitt aus Stalder

Die Verbreitungsangaben zeigen, dass Stalder auf der Schwelle zur wissenschaftlichen Dialektologie stand, wie er politisch auf der Schwelle zur modernen Zeit stand. Die Widmung des ehemaligen Franzosenfreunds an Georg von Mecklenburg-Strelitz (1779–1860), der als Tourist im Escholzmatter Pfarrhaus abgestiegen war, ist bezeichnend für jene Epoche zwischen allen Stühlen: «Ihro Hochfürstliche Durchlaucht» interessierte sich zwar für Idiotismen, verbesserte die Volksschule, hob die Leibeigenschaft auf – und war in Verfassungsfragen doch einer der reaktionärsten Fürsten des Reichs.

Bis zu seinem Tod 1833 arbeitete Stalder an einer Neuauflage des *Idiotikons*, in deren Titel er das Wort *Versuch* strich, aber die hochdeutsche Schreibung der Lemmata beibehielt. Der Verleger brachte das Buch nicht heraus, weil vom zweiten Band der Erstauflage noch immer Exemplare an Lager waren. Erst 1994 hat Niklaus Bigler Stalders erweitertes Manuskript publiziert.<sup>15</sup>

## Neue Einschätzung der Dialekte

Inzwischen eroberte die neue Linguistik die Universitäten. Die Mundarten allerdings mussten ihren theoretischen Platz erst noch finden. Zwar hatte man eben die Regelmässigkeit der Sprachentwicklung entdeckt – aber man hatte sie in den geschriebenen Sprachen entdeckt. Demgegenüber erschien die Unterschiedlichkeit der gesprochenen Mundarten so wolkenhaft, so irrational, dass man nicht daran glauben wollte, ihre Entwicklung sei mit den gleichen Mechanismen zu erklären, die für «Kultursprachen» galten. Die Mundarten standen nicht für Entwicklung, sondern für Zerfall. Das erstaunte die Gelehrten nicht, schliesslich waren es ja die Ungebildeten, die den Gang der Mundarten bestimmten. Wäre nicht die Französische Revolution dazwischengekommen, hätte man weiterhin vom *Pöbel* sprechen dürfen.

Aus dem einfachsten Volk stammte der Bayer Johann Andreas Schmeller (1785–1852), der trotzdem durch Fleiss und glückliche Zufälle zu einem der ersten Jünger der neuen Sprachwissenschaft wurde. Enthusiastisch begrüsst er die Befreiung der Linguistik aus dem «Legendenwesen»<sup>16</sup> und beanspruchte auch für seine ländliche Mundart eine Folge-

richtigkeit der Entwicklung, die derjenigen der Schriftsprache gleichkam, ja sie sogar übertraf. «Es darf in diesem Sinne die Sprache der Bürger-Classe, obschon sich diese gerne etwas auf dieselbe herausnimmt, meistens für corrupter als die des Landvolkes erklärt werden.»<sup>17</sup> Schmeller verstand «corrupt» in Grimms Sinne als «nicht folgerichtig in der Entwicklung». Grimm allerdings konnte Schmeller nicht folgen, der trotzdem mit seiner Bayerischen Grammatik von 1821 unbeirrt den Grund für eine Dialektologie legte, die mit der historischen Linguistik vereinbar war.

1827 bis 1837 erschien Schmellers *Bayerisches Wörterbuch*, das er aus mündlichen und schriftlichen Quellen erarbeitet hatte.<sup>18</sup> Sein Sinn und Zweck war es, die Geschichte der Wörter nach Form und Bedeutung zu erhellen. Das Wörterbuch nach historischen Prinzipien war geboren – für eine Volkssprache, anderthalb Jahrzehnte bevor der Schriftsprache die gleiche Ehre zuteilwurde.

## Ein «Sprachschatz»

Das bemerkenswerteste der frühen schweizerdeutschen Wörterbücher ist der «Appenzellische Sprachschatz» des Arztes Titus Tobler (1806–1877) von 1837. Das umfangreiche Werk verrät noch kaum etwas von der sprachwissenschaftlichen Revolution, aber dennoch zeugt es von der Weiterentwicklung der Dialektlexikographie – auch im Artikel zu unserm so gar nicht salonfähigen Wort *Chög*.

**Chög**, m., Mh. **Chöga**, niedr., 1) eig., ein elendes, mageres Thier, bes. ein solches Pferd; dann das verreckte Thier; ingl. ein Selbstmörder. 2) uneig. a) überh., Alles, was dem Willen nicht entspricht, oder nicht nach Wunsch ausfällt, z. B. ein zu enger Hut, eine schlecht spaltende und beim Schreiben spritzende Feder. Wenn die Schlüpfrigkeit eines Steines Schuld ist, daß Jemand zu Boden stürzt, so wird er vom Fallenden ein **Chögastè** gescholten. b) Der Schimpfname eines Widerspänstlings, Neckenden u. dgl. **Choganärbet**. Sprw. der Holzarbeiter: **Boganärbet**, **Choganärbet**, **Rundarbeit**, **Schündarbeit**. M. Das **Chögading** oder der **Chögazüg**, etwas Unschmeidiges, Unbiegsames, eine Fehlsache, ein verruchtes Ding, der Schund. Die **Chögeta**, d. w. **Chögading**. Es ist e wüeste **Chögeta**, die Dinge stehen gar verkehrt, verruchtes Zeug! **Chögela** oder **chögla**, th. J. m. h., necken, koranzen, chikaniren, hart behandeln, quälen (drücken, zwiebeln). Er **chöglet**-mi a n'Emm fort, er regt und neckt mich an Einem fort. **Chögeleta**, w., die Neckerei, Chikane. Der **Chögeler**, **Rögler**, der ohne Unterlaß zu necken pflegt. **Allg.**

Anmerk. „Kof, für den Schindanger bestimmt.“ Appz. Id. Kog mit beschränkter Bed. auch in a. R. nach Stalder. Sehr häufig sagt der Ueberhainer bseßua Köhga, wofür der Innerrhoder lieber bseßuan'Öflödh (Boswichter) sagen würde.

Der Artikel zerfällt, wie alle in Toblers Sprachschatz, in zwei Teile. Der erste gibt zunächst das Stichwort in einer Art phonetischer Schrift: [ò] bezeichnet das offene [ò] – ein deutlicher Fortschritt gegenüber Stalder. Dann folgen grammatische Angaben, z.B. der Plural (bei Tobler «M[ehr]h[eit]»), stilistische Angaben, hier «niedrig», gegebenenfalls die Verbreitung innerhalb Appenzells und die Bedeutungsdefinitionen mit Beispielen, die in unserm emotionalen Wort besondere Probleme aufwerfen. Toblers Terminologie verrät Distanz zur historischen Grammatik: Starke Verben heissen weiterhin «unregelmässige», obwohl gerade die Entdeckung der Regelmässigkeit der angeblich «unregelmässigen» Verben zu den Glanzstücken der neuen Linguistik gehört hatte.<sup>19</sup> Den ersten Artikelteil nennt Tobler den «praktischen», weil er konkrete lexikalische Probleme lösen helfen soll.

Die kleiner gedruckte «Anmerkung» ist der «wissenschaftliche» Teil. Hier wird viel Literatur zitiert, bei *Chòg* auch die appenzellische Idiotismenliste von 1788. Manchmal baut Tobler die Anmerkung zu einer umfangreichen Abhandlung aus. Fleissig zitiert er sogar die handschriftliche Sammlung des Österreichers Popowitsch, die er als Student in Wien studiert hatte – gedruckt wurde sie erst 2004!<sup>20</sup>

Toblers bleibende Leistung ist der praktische Teil. Der Wortschatz ist so weit wie möglich «aus dem Leben», das heisst durch direkte Befragung, zusammengetragen. Diese Arbeit, sagt er, «schien meine Schultern beinahe niederzudrücken», trotz der geringen Grösse Appenzells.<sup>21</sup> Er hält es deshalb für einen Fehler, dass Stalder die ganze Schweiz hatte abdecken wollen, damit habe er sich unzuverlässigen, auf jeden Fall unkontrollierbaren Korrespondenten ausgeliefert. Man sieht: In empirischen Fragen ist der Naturwissenschaftler dem Pfarrer überlegen. Das gilt allerdings kaum für den «wissenschaftlichen Teil» der Wortartikel. Auch Tobler war kein Linguist, der Reichtum seiner Parallelen imponiert zwar – dem Stand der Sprachwissenschaft der Dreissigerjahre entsprach dies nicht mehr. Doch für den praktischen Arzt stand auch beim Wörterbuch der praktische Zweck im Vordergrund: Die «Leute» sollten darin nachschlagen können, etwa wie ein Wort der Mundart in der Schriftsprache lautete. Deshalb mussten die Lemmata rein alphabetisch angeordnet sein, die Terminologie musste deutsch sein, und der praktische Teil musste die syn-

chronen Zustände möglichst klar darstellen. Die Idiotika aus Deutschland hielt Tobler für unbrauchbar, wegen der vielen Zitate. Dass auf diesen die historische Argumentation beruhte, scheint ihn weniger gekümmert zu haben.

Damit setzte Tobler sich in offenen Gegensatz zum *Bayerischen Wörterbuch*, das er sehr wohl kannte; 1834 hatte er Schmeller sogar in München besucht. In der Sorgfalt der Lautwiedergabe folgte er dem Bayern, doch dessen Anordnungssystem und das «Gestrüpp der gelehrten Zitate» lehnte er ab. Trotzdem besprach Schmeller den «Appenzellischen Sprachschatz» mit grossem Lob – des «praktischen» Teils. Etwas maliziös erwähnt er den «wissenschaftlichen Theil», «mit dem der Verf. nebenbey sein Werk ausgestattet wissen wollte», und übergeht ihn dann mit Stillschweigen.<sup>22</sup> Diese Zurückhaltung erlaubte den beiden Dialektologen weiterhin freundschaftliche Beziehungen. «Verehrter Hadschi», redet Schmeller den Appenzeller nach dessen Reisen ins Heilige Land an, und ihre geteilte Meinung über die politischen Ereignisse der Vierzigerjahre überhob sie in ihren Briefen aller lexikographischen Querelen.<sup>23</sup>

## Das monumentale Vorbild

Im Todesjahr Schmellers erschienen 1852 die ersten vier Lieferungen des *Deutschen Wörterbuchs* von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm; 1854 lag der erste Band fertig vor. Die Brüder hielten ihr Werk für etwas völlig Neues, da es die Geschichte der Wörter seit Beginn ihrer Überlieferung darstellte – wie Schmellers Werk, das aber einem Dialekt galt. «Geschichte» meint sowohl die Entwicklung der Form, von *wîn* zu *Wein*, wie die Entwicklung der Bedeutungen einer Form, etwa von ‚Feind‘ zu ‚Gast‘. Das *Deutsche Wörterbuch* wollte den Wortschatz nicht regeln (wie das Wörterbuch der *Académie française*), sondern ihn ausbreiten, aus den Quellen belegen und geschichtlich erklären. Prinzipiell wollten die Grimms den Wortschatz des gesamten hochdeutschen Schrifttums seit 1450 darstellen. Damit sollte ihr Werk ein Monument der Nation werden, das sich die Nation über ihre Sprache selber errichtet hatte, die deutsche Nation, die allein durch die Sprache geeint schien.

Auch die Dialektwörterbücher wurden Quellen des *Deutschen Wörterbuchs*. Viele Lexeme der Mundarten gehören ja auch der Schriftsprache an und können, wie man schon im 18. Jahrhundert geahnt hatte, zur Erklärung der Schriftwörter beitragen. Stalders *Idiotikon* berücksichtigten die Grimms gut, Tobler dagegen beklagte sich beim Meister, dass er seinem «Sprachschatz» «nicht recht zu trauen» scheine.<sup>24</sup> Wie dem auch sei: Die Grimms setzten mit dem *Deutschen Wörterbuch* Standards, die für lange Zeit die internationale Lexikographie bestimmten, auch ideologisch.

### Die Gründung eines nationalen Werks

Im Februar vor 150 Jahren sprach Friedrich Staub (1826–1896) vor der Antiquarischen Gesellschaft zu Zürich «Über den Dialekt und seine Berechtigung», und damit sind wir endlich beim Grund unseres Feierns angelangt. Staub ging von einem aktuellen sprachpolitischen Problem aus, nämlich der Stellung der Mundart, eben ihrer «Berechtigung», in der modernen Gesellschaft. Am gleichen Abend beschloss man die Gründung eines schweizerdeutschen Wörterbuchs. Wie für Grimm ging es um Wissenschaft und Vaterland, doch für die Zürcher verkörperten die *Mundarten* und die alten eidgenössischen Schriftidiome die vaterländischen Werte. Dazu trat als dritter Bewegung die Gewissheit des nahen Untergangs der Volkssprachen.<sup>25</sup>

Schon 1845 hatte die antiquarische Gesellschaft einmal die Sammlung und Aufarbeitung des einheimischen Wortschatzes beschlossen, damals vor allem im Dienste der Sprach- und Geschichtswissenschaft. Man wandte sich auch an Jacob Grimm, der 1849 Schmellers Anordnung der Wörter (die vom Üblichen abwich) und die Berücksichtigung der alten Texte seit 1300 empfahl.<sup>26</sup> Mit Blick auf die Geburtswehen des jungen Bundesstaats fügte Grimm aber bei: «Gewährt die ganze deutsche Schweiz [dem Werk] Unterstützung, so braucht nicht erst gesagt zu werden, wie sehr es gemacht ist, eintracht und vaterländischen sinn zu stärken und zu wecken.» Als Fritz Staub dreizehn Jahre später *seinen* Aufruf erliess, hatte man einen Bürgerkrieg hinter sich, und das Gesicht des Landes war durch eine neue Verfassung, eine neue Staatsform, die Abschaffung der Binnenzölle, die Einführung von einheitlichem Mass und

Geld, die Gründung von Grossbanken, den Bau von Eisenbahnen und die Entstehung einer Arbeiterklasse verändert worden – bis zur Unkenntlichkeit, waren einige geneigt zu sagen. Die Förderung von «eintracht und vaterländischem sinn» war zu einer vordringlichen Aufgabe geworden, und Staubs Aufruf vibrierte ganz im Sinne des Meisters von demokratischer Besorgtheit. Diesmal blieb der Erfolg nicht aus.<sup>27</sup>

Zu Beginn glaubte Staub noch, die Aufgabe sei über ein durchschossenes Exemplar von Stalders *Idiotikon* zu bewerkstelligen, in das man bloss die Ergänzungen einzutragen bräuchte... Dass einige Idealisten ihre «Ergänzungen» in Form von ausgewachsenen regionalen Wörterbüchern einreichen würden, das hatte er nicht zu hoffen gewagt.

## «Als Beitrag zum schweizerdeutschen Idiotikon»

Jene Regionalwörterbücher sind alle interessant. Näher eingehen möchte ich nur auf das *Aargauer Wörterbuch in der Lautform der Leerauer Mundart* von Jakob Hunziker (1877).<sup>28</sup>

— 153 —

- chöferle (حرف), leise schmauen.  
 kög (ك), ber, seltsamer Mensch, Scheltwort.  
 choge (ك), f. u. chö.  
 chöl (ك), ber, Kobl als Stoffname. chöli, das, Koblkopf.  
 kolaze (كول), essen, schmauen (man hört auch kalaze).  
 kolder ober cholder (كولدر), ber, 1. Wutkrankheit des Pferdes, 2. das wutfrante Pferd selbst, 3. fränkhafter Wunderlichkeit bei Menschen, 4. der wunderliche Mensch selbst, f. kolderi, ber, = kolder 4. — kolderig, Adj. zum vorigen. — cholders ober koldere, Verb zu kolder 3. 4.  
 chole (كول), die, Kohle; Mz. gleich; vll. chöleh. cholhuffs (كولف), ber, Kohlenhaufen. cholschwarz (كولس), schwarz wie Kohle.  
 koländer (كولندر), ber, Kalender. koländer mache, in Sorgen vertieft hinfieren.  
 choler (كولر), ber, Köhler.  
 Choli (كولي), ber, Name für ein schwarzes Pferd.  
 chölm (كولم), ber, Gauchheil, *anagallis arvensis*.  
 cholpe (كولپ), ber, Kolben, z. B. am Gewehre.  
 chölsch (كولس), ber, blau und weiß gewürfeltes Baumwollentuch, auch Leinentuch, zu Bettanzügen. — chölschblaw, tiefblau.  
 kómédi, f. kümédi.  
 komet (كومت), ber, Kummel.  
 kómét, f. kümét.  
 chömlig, f. chümlig.  
 kómpenéi, f. kümpenéi.  
 kómplimént, f. kümplimént.  
 chöng, chönig, f. chüng, chünig.  
 chönne (كهن), können [i cha (كهن), de chaust, oder de chašt (كهن), er cha (كهن), mir chönne; i chön; i chönt; i ha chönne]. er cha läse, schriebe, pflueg-ha, er versteht zc. er cha nüt, er weiß und versteht nichts. öpis usse chönne, auswendig können. i cha mer nid helfe, 1. ich weiß mir nicht zu helfen, 2. ich kann nicht anders, für öpis chönne, ein Mittel dagegen wissen. er cha's guet mit em, steht mit ihm auf gutem Fuß. es cha-n-em's, es ist nach seinem Geschmack, nach Wunsch. Dester verbunden i cha-n und mag nid. — er cha nüt, ist zeugungsunfähig. — i mache's so guet as i cha, — rüesse so lut as i cha etc. — er schwezt, me chönt mit kem hämmerli derzwische. — de chaust wol chö, es hindert dich Nichts zu kommen. — die chönne wol, denen ist es leicht. — me cha jo, man kann ja = warum denn nicht! — de chaust mer blose! verb: du kannst mich . . . i cha's nid lide-n as etc. — 's cha si dass etc., es ist möglich, daß, vgl. cha-si. — de cha-n er luege, wi's em got, dann kann er nachsehen, wie's ihm ergeht.  
 kónte, kóntör, kónterléi, f. kúnte, kúntör, kúnterléi.  
 chopf (ك), ber, Kopf; Mz. chöpf; Dim. chöpfli, letzteres öfter als Name für kleine Hügel. — er het e herte chopf, er ist eigensinnig. si het ired chöpfli, sie hat ihren kleinen Eigensinn. só fil chöpf só fil sinn. — er het de chopf uf, 1. er schaut auf, 2. er trägt den Kopf hoch; — umgekehrt er het de chopf abe. — si händ d'chöpf züme, sie stecken die Köpfe zusammen. er het de chopf uf sim hals, er ist eigensinnig.  
 kopéi (كوبعي), die, Kopie. kopéije, ein Kaufvertrag vor der Fertigungsbehörde eingehen.

10\*

Schlagen wir unsern ominösen *Chog* bei ihm auf:

**kóg (¿), ber, feltfamer Mensch, Scheltwort.**

Abb. 7: Ausschnitt aus Hunziker (1877)

Das Beispiel charakterisiert Hunzikers Buch gut. Die synchrone Mundart soll gegeben werden, und zwar die Lautung so genau wie möglich (deshalb mit Akzent auch auf dem Einsilbler), die aktuelle Bedeutung so knapp wie möglich; Belege aus der Literatur und schon gar der ältern fehlen. Nach diesem Eintrag wurde das Wort in Leerau im 19. Jh. nur übertragen und als «Scheltwort» verwendet, die Bedeutung ‚Aas‘ ist nicht belegt. <k> im Anlaut meint die Affrikate [kx], damit weicht Hunziker von der modernen Mundart und von Tobler ab. War der *Chog* erst vor Kurzem in Leerau angekommen? Und auf welchem Weg? Das sagt uns das Leerauer Idiotikon nicht, es ist nicht als historisches Wörterbuch angelegt.

Jahre später finden wir das Wort im Idiotikon als *Chog* angesetzt, Hunzikers Lautung mit [kx] ist in der Anmerkung zitiert. Die Redaktoren haben dem Gymnasiallehrer also vertraut. Zum einen bestätigt er seine Affrikate in der sehr umfangreichen Lautlehre des *Leerauer Wörterbuchs*. Überdies gewann er an Autorität durch seine Verbindung zu Jost Winteler, lange bevor dieser 1884 an Hunzikers Schule nach Aarau berufen wurde.<sup>29</sup> Winteler war 1876 durch seine Dissertation über die Mundart von Kerenzen zum renommierten Sprachwissenschaftler geworden. Er vertrat die junggrammatische Schule, den damals letzten Schrei in der Linguistik. Ihr zufolge verlaufen Lautveränderungen nicht bloss regelmässig, sondern mit naturgesetzlicher Ausnahmslosigkeit. Mit Staubs Idiotikon hat sich Winteler schwer getan, und Hunzikers Wörterbuch zeigt, warum: Für Winteler war das Lautliche grundlegend. Bevor man an ein umfassendes Werk denken konnte, hätte man nach ihm für viele Mundarten Werke wie das Leerauer Wörterbuch erarbeiten müssen. Wären die Zürcher ihm gefolgt, hätten wir heute keinen Grund zum Feiern.<sup>30</sup>

## Das Idiotikon als nationales Wörterbuch

Auf Staubs Unterfangen selber habe ich heute nicht einzugehen. Aber da ich nun endlich doch beim *Schweizerdeutschen Wörterbuch* angelangt bin, will ich seinen Artikel über unser unschickliches Wort, erschienen 1895 in Band III, Spalten 183–185, wenigstens präsentieren. Nur schon der quantitative Eindruck lässt den enormen Unterschied gegenüber allen Vorgängern erahnen. Das Idiotikon stellt sich ganz selbstverständlich in *eine* Reihe mit den monumentalen nationalen Wörterbüchern, die damals entstanden. Nicht von «Dialekten» ist in seinem Titel die Rede, sondern von der «Schweizerdeutschen Sprache», schliesslich war nach Jacob Grimm das Schweizerdeutsche mehr als ein «bloszer dialect». <sup>31</sup> Wie die Wörterbücher der grossen Nationalsprachen zeichnet es Geschichte und Bedeutungsentfaltung des Wortschatzes aus den Quellen nach und berücksichtigt die Forschung bis zum Erscheinen der betreffenden Lieferung. So finden wir in der Anmerkung zu *Chog* alle Wörtersammlungen wieder, die ich heute erwähnt habe – und auch die überraschende Einsicht, dass *Chog* gar kein Schweizer Idiotismus ist! In der Anordnung der Wörter folgt das Idiotikon Schmeller, wie Grimm geraten hatte. Auch Äusserlichkeiten, wie die Wahl der Antiqua, waren ein Tribut an Grimm, der die Fraktur «hässlich» fand. Da die Schweiz nicht bloss *eine* «Nationalsprache» besitzt, hat das Idiotikon schliesslich auch die grossen Wörterbücher der drei andern Sprachgebiete angeregt.

„Koge“, seit dem XV. in Glossarien in der Bed.: ansteckende Seuche; vgl. *Lexer* I 1662 (wo auch das Adj. *kogesch*); *Gr. WB.* V 1577/8. Das W. ist auch ins Rätorum. übergegangen: *coga*, Aas, fauler Mensch. Einige MAA. haben *k* im Anl., so Aa (H. 153); BsL.; BSi.; in Ndw; U neben *ek*. T. gibt für Ap auch eine Sg.-Form *Chöger* an. Zu 1. Das W. ist auch im Schwäb. Fem.; doch mag Red. der Analogie von ‚Pest, Seuche, Krankheit‘ gefolgt sein; die Bed. 1 hat auch das slav. *kuga*. Die selbe oder eine ähnliche Bedeutungsentwicklung wie unser W. zeigen ausser *Cheib*, *Schelm* noch *Lueder* (Bedd. 2 und 3), *Plag* (Bedd. 1–3), *Bleger* (Bedd. 2 und 3), *Pflag*, nhd. ‚Aas‘. Im Ap Id. von 1788: ‚kok, für den Schindanger bestimmt‘ scheint das W. adj. verstanden zu sein; vgl. oben 3 c.

**Abb. 8:** Die etymologische Anmerkung zum Artikel *Chog* des Idiotikons (Bd. III, 183–185)

Manches verbindet die alten Idiotismenlisten und Idiotika mit dem *Schweizerischen Idiotikon*. Da mag die Frage vorwiegend scheinen, ob das Werk, das wir heute feiern, seinen Namen zu Recht trägt. Staub und Tobler hatten zweifellos ein Idiotikon im Sinn. Aber schon sie waren sich nicht einig, wie streng das Prinzip durchgehalten werden solle. Für Staubs Anliegen, den Reichtum der «Nationalsprache» ins rechte Licht zu rücken, konnte die Menge der Wörter gar nicht gross genug sein. Ludwig Tobler dagegen erblasste beim Gedanken an die Jahre, welche die Bewältigung der Wörtermassen erfordern würde, und riet zur Zurückhaltung.

Junge Übernahmen aus der Schriftsprache und «rein Modisches» mochten beide nicht: «Wir wollen nicht den Verfall unserer Mundarten verewigen», sagte Staub.<sup>32</sup> Natürlich hat das mit Nostalgie zu tun. Vor allem aber entsprach es der damaligen Überzeugung vom unabwendbaren Untergang der Mundarten: Das Untergehende musste doch festgehalten werden, nicht der Ersatz. Man sah zu wenig, dass ein beweglicher Wortschatz die Lebendigkeit eines Idioms bezeugt und dass unter dem Gesichtspunkt der Sprachdynamik jede Auswahl bedauerlich ist. Erst Staubs Nachfolger, Albert Bachmann, hielt den «Standpunkt des Idiotikons» für «ein Überbleibsel aus vergangenen Tagen» und gab ihn kurzerhand auf.<sup>33</sup> Zwar zögerte er so den Abschluss des Werks hinaus, aber er rechtefertigte damit nach Jahren den offiziellen Titel *Wörterbuch der Schweizerdeutschen Sprache*, das nun dank ihm wirklich fast alles enthält, was an unserm Wortschatz interessieren kann.

Trotzdem feiern in unsern Tagen die längst tot geglaubten Idiotismensammlungen fröhlichste Urständ. Sie heissen nun zwar *Das Deutsch der Eidgenossen*<sup>34</sup> oder *facebüechli*<sup>35</sup>, in der Qualität allerdings hat sich seit dem 18. Jahrhundert wenig verändert ... Immerhin wird uns nun endlich die längst überfällige japanische Paraphrase von *chogä* geboten.<sup>36</sup>

**chogä** – damned  
不愉快な、腹ただしい、いまいましい

**Abb. 9:** Das Adverb *chogä*, englisch und japanisch paraphrasiert, in einer modernen «Idiotismenliste» (Lorenzi 2005)

Die neuen Idiotismenlisten beweisen, dass es noch immer Mundartfreaks gibt, die sich hemmungslos über die tollen *Schwiizerdütsch Wörtli*<sup>37</sup> freuen. Das wäre ja schon etwas. Aber die neuen Sammlungen haben auch ein wirkliches Verdienst, nämlich auf das *Wörterbuch der Schweizerdeutschen Sprache* Appetit zu machen; das *Züri-Slängikon*<sup>38</sup> erweist ihm schon mit dem Titel die Ehre. Seit es die Online-Ausgabe des gewaltigen Originals gibt, welche die Klippen des schmellerischen Systems umschiffen hilft, können sich wirklich alle auf höchster Ebene über den schweizerdeutschen Wortschatz informieren – und sie *tun* es auch: 85 000 Besucher zählte die Online-Version im letzten Jahr (2011), und das waren zweifellos nicht bloss Studentinnen und Studenten der Germanistik. Das Werk, das «unter Beihülfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes» erarbeitet worden ist, wird endlich nach Staubs Wunsch der Allgemeinheit zurückgegeben.

Und diese Allgemeinheit, unbeirrt von linguistischen Bedenken, ruft das *Wörterbuch der Schweizerdeutschen Sprache* weiterhin *Idiotikon*. Schliesslich hat dieses Werk den gelehrten Terminus zu einem Schweizer Idiotismus gemacht.

## Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1774), *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten*, Band 1 (1. Auflage), Leipzig: Breitkopf.
- Ammon, Ulrich et al. (2004), *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*, Berlin: de Gruyter.
- Bayerische Staatsbibliothek (1985), *Johann Andreas Schmeller 1785–1852, Gedächtnisausstellung zum 200. Geburtstag*, München: Oldenbourg.
- Blass, Domenico (1990), *Züri-Slängikon*, Zürich: Bonus. 4. Auflage, Zürich: Orell Füssli 2012.
- Eschmann, Ursula (2011), *Facebuechli – die 1000 schönste Schwiizerdütsch Wörtli, erarbeitet und erkoren von den Facebook-Usern*, Zürich: Swissboox.

- Festgabe Hans Lehmann (1931), Zürich: Antiquarische Gesellschaft, S. 13.
- Fulda, Friedrich Carl (1788), *Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung, Sammlern und Liebhabern zur Ersparung vergeblicher Mühe bey bereits schon aufgefundenen Wörtern, und zu leichterer eigener Fortsetzung gegeben*, Berlin und Stettin: Nicolai. [Reprint Leipzig: Zentralantiquariat der DDR 1975]
- Grimm, Jacob und Wilhelm (1854), *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 1, Leipzig: Hirzel.
- Haas, Walter (1981), *Das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Versuch über eine nationale Institution*, Frauenfeld: Huber.
- Haas, Walter (1987), «Johann Siegmund Valentin Popowitsch und die Anfänge der deutschen Wortgeographie», in: Gabriel, E., Stricker, H., *Probleme der Dialektgeographie*, Bühl/Baden: Konkordia, S. 39–54.
- Haas, Walter (1994a), *Provinzialwörter. Deutsche Idiotismensammlungen des 18. Jahrhunderts*, Berlin, New York: de Gruyter.
- Haas, Walter (1994b), «Die Jagd auf Provinzial-Wörter. Die Anfänge der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den deutschen Mundarten im 17. und 18. Jahrhundert», in: Mattheier, K., Wiesinger, P. (Hgg.), *Dialektologie des Deutschen*, Tübingen: Niemeyer, S. 329–365.
- Haas, Walter (2005), «Provinzial-Kultur. Die Idiotismensammlungen des 18. Jahrhunderts kulturgeschichtlich gesehen», in: Hausner, I., Wiesinger, P., *Deutsche Wortforschung als Kulturgeschichte*, Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, S. 97–107.
- Hegner, Ulrich (1812), *Die Molkenkur*, Zürich: Orell, Füssli und Compagnie.
- Hinderling, Robert, & Sonderegger, Stefan (1993), «Titus Tobler (1806–1877). Ein appenzellisches Universalgenie. Neue Ergebnisse aus Nachlassfunden», Separatdruck aus: *Appenzellische Jahrbücher 1993*, Herisau: Schläpfer.
- Hunziker, Jakob (1877), *Aargauer Wörterbuch in der Lautform der Leerauer Mundart*, Aarau: Sauerländer.
- Imhof, Isabelle (1993), *Schwiizertüütsch – das Deutsch der Eidgenossen*, Bielefeld: Rump.

- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1983), *Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache*, Stuttgart: Reclam.
- Lorenzi, Tito (2005), *Chuefladä. Swiss-German – English – Japanese. Schwiizerdütsch Buechli*, Zürich: Swissgermanbook.
- Popowitsch, Johann Siegmund Valentin (2004), *Vocabula Austriaca et Stirica. Nach der Abschrift von Anton Wasserthal hg. und eingeleitet von Richard Reutner*, Frankfurt et al.: Lang.
- Raabe, Paul (1974), «Die Zeitschrift als Medium der Aufklärung», in: *Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung* 1, S. 99–136.
- Schmeller, Johann Andreas (1821), *Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt*, München: Thienemann. [Reprint München: Hueber 1929]
- Schmeller, Johann Andreas (1827–1837), *Bayerisches Wörterbuch*, Stuttgart, Tübingen: Cotta. 2., bearbeitete [und mehrfach nachgedruckte] Ausgabe von G. Karl Frommann, München: Oldenbourg 1872–1877.
- Schmeller, J. A. (1837)], «Appenzellischer Sprachschatz», in: *Gelehrte Anzeigen, herausgegeben von Mitgliedern der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*, Nr. 219–221.
- Stalder, Franz Josef (1994), *Schweizerisches Idiotikon*, hg. von Niklaus Bigler, Aarau: Sauerländer (Reihe Sprachlandschaft 14).
- Studer, Eduard (1952), *Leonz Füglistaller 1768–1840. Leben und germanistische Arbeiten*, Diss. Basel 1952.
- Studer, Eduard (1954), «Franz Joseph Stalder. Zur Frühgeschichte volkskundlicher und dialektvergleichender Interessen», in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 50 (1954), S. 125–227.
- Tobler, Titus (1837), *Appenzellischer Sprachschatz*, Zürich: Orell, Füssli und Compagnie.
- Trümpy, Hans (1955), *Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert*, Basel: Krebs (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 36).
- Winkler, Werner (1989), *Johann Andreas Schmeller; Briefwechsel*, Bd. 2, Grafenau: Morsak.

## Anmerkungen

- 1 Die Nummern bei Idiotismenlisten beziehen sich auf Haas (1994a).
- 2 «Wir nennen aber idiotisch, was in der Schriftsprache nicht allgemein bekannt ist, und mit einer Erklärung für jederman belegt werden muß. Jedes teutsche Land hat seine gewisse Anzahl Wörter, die daselbst im Umlauf sind» Fulda (1788: A3r).
- 3 Ammon et al. (2004).
- 4 Haas (1994b: 329-365); Haas (2005).
- 5 Adelung (1774: VIII).
- 6 Leibniz (1983: § 81f.).
- 7 Johann Jakob Bodmer, Liste 32.27.
- 8 Johann Jakob Bodmer, Liste 32.19; Johann Christoph Gottsched, Liste 32.01.
- 9 Popowitsch (2004); Haas (1987).
- 10 Raabe (1974).
- 11 Trümpy (1955: 102ff.).
- 12 Nach Ulrich Hegner (1759–1840) trat bei den Molkenkurgästen an die Stelle des Idiotismensammelns das Verfassen von Mundartgedichten in Hebels Manier. Hegner (1812: 60).
- 13 Studer (1952: 207ff.); Studer (1954).
- 14 «Kriecht [ein idiotisches Wort] unter dem Pöbel, und ist es gleichwol edel, gewichtig, von richtiger schöner nützbarer Bedeutung, und des öffentlichen Lichtes und Gebrauches wert, so kleide man es, nach seiner Herkunft oder der Analogie, gehörig an» Fulda (1788: A4v).
- 15 Stalder (1994).
- 16 Bayerische Staatsbibliothek (1985: 68).
- 17 Schmeller (1821: 21).
- 18 Schmeller (1827–1837).
- 19 Tobler (1837); zur Terminologie: (1837: XXXVII).
- 20 Popowitsch (2004).
- 21 Tobler (1837, XXXIX).
- 22 [Schmeller] (1837: Nr. 219–221).
- 23 Winkler (1989: 588).
- 24 Hinderling/Sonderegger (1993: 61).
- 25 Haas (1981: 17ff.)
- 26 Jacob Grimm an Ferdinand Keller, in: Festgabe Hans Lehmann (1931: 13).
- 27 Der Aufruf ist herunterladbar von der Homepage des Idiotikons:  
[www.idiotikon.ch](http://www.idiotikon.ch) > Geschichte > Dokumente.
- 28 Hunziker (1877).
- 29 Winteler's Briefwechsel, soweit erhalten, wird im Schweizerischen Literaturarchiv der Nationalbibliothek Bern aufbewahrt; der erste Brief Hunzikers an Winteler fällt ins Jahr 1878; 1879 bedankt er sich für eine Besprechung des Leerauer Wörterbuchs.
- 30 Über Winteler's Beziehung zum Idiotikon s. Haas (1981), S. 45f.
- 31 Jacob Grimm/Wilhelm Grimm (1854: XVII).
- 32 Überliefert durch Albert Bachmann, Haas (1981: 40).
- 33 Haas (1981: 66f.).
- 34 Imhof (1993).
- 35 Eschmann (2011).

36 Lorenzi (2005: 28).

37 Eschmann (2011), Untertitel.

38 Blass, Domenico (1990, 4. Auflage 2012).



# «... unter Beihilfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes» – das Idiotikon als «nationales Wörterbuch»

*Iwar Werlen*

## Einleitung

Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) hat 1995 die Gründung einer Kommission für die Nationalen Wörterbücher beschlossen; diese hat – laut Mandat vom 5. Juni 1995 – die Aufgabe, die Herausgabe der vier Nationalen Wörterbücher zu fördern und zu koordinieren. Der Terminus «Nationale Wörterbücher» wird dabei weder definiert noch diskutiert, sondern durch eine Aufzählung der vier darunter subsumierten Wörterbücher ersetzt: «Schweizerdeutsches Wörterbuch (SI), Glossaire des patois de la Suisse romande (GPSR), Vocabolario dei dialetti della Svizzera Italiana (VSI), Dicziunari Rumantsch Grischun (DRG)». Die Nationalen Wörterbücher sind also – etwas weniger bombastisch ausgedrückt – vier Wörterbücher von einigen in der Schweiz gesprochenen Idiomen, Dialekten und Patois. Und das Hauptproblem dieser Wörterbücher ist finanzieller Art: Wie sichern wir die finanziellen Mittel zur Beendigung einer Arbeit, die – im Fall des Idiotikons – seit 1862 andauert?

2012 hat die SAGW mir die Aufgabe übertragen, die Kommission für die Nationalen Wörterbücher zu präsidieren. Eine der Fragen, die ich mir dabei stellte und immer noch stelle, ist die nach dem «Nationalen» an diesen Wörterbüchern. Meine Grundhypothese wird sein: Die Philologen beteiligen sich mit ihrer Wörterbucharbeit an der Konstruktion einer «Nation» Schweiz. Sie beteiligen sich, bewusst oder unbewusst, am «nation building» des entstehenden Bundesstaates, indem sie die Rekonstruktion der imaginierten Kollektivität (B. Anderson, für unser Thema besonders Godel / Acklin Muji 2004: 31, und Jean Widmers Einführung im gleichen Band) philologisch untermauern, ihre Kontinuität historisch-philologisch nachweisen und ihre Besonderheit dokumentieren. Dieser Prozess wird begleitet von einem zweiten Prozess: der Professionalisi-

sierung der Philologie vom republikanisch inspirierten Sammler Stalder über den Philologen Staub bis zu den romanistisch ausgebildeten Professoren und Privatgelehrten, die am Anfang von *Glossaire*, *Vocabolario* und *Dicziunari* stehen.

**Franz Joseph Stalder (1757–1833):  
Der Versuch eines Schweizerischen Idiotikons  
als Beitrag zu einem «Nationalwerk»**

Dekan Franz Joseph Stalder<sup>1</sup> gilt als Begründer der Deutschschweizer Dialektologie und als erster Verfasser eines *Schweizerischen Idiotikon*, dessen erster Band 1806 erschien. Wie aber kommt ein Geistlicher, Schulinspektor und Dekan dazu, ein Schweizerisches Idiotikon zu verfassen? Stalder selbst sagt im Vorwort zum ersten Band, dass sein Idiotikon aus den *Fragmente[n] über Entlebuch* entstanden sei, denen er ein drittes Bändchen beifügen wollte, «einen reichhaltigen Beytrag, zumal aus dem Kanton Luzern, zu einem künftigen allgemeinen Idiotikon» (Vorrede, abgedruckt bei Bigler [Hg.] [1994]: VII). Aber noch während der Arbeit sei in ihm der Gedanke aufgestiegen, «mich mit der Idee aller provinziellen Dialekte der Schweiz zu befassen» (ebd.). Nun sind die *Fragmente* selbst zunächst als Ergänzung zur *Geschichte der Entlebucher* von Xaver Schnyder von Wartensee entstanden, bei dem der junge Stalder 1780 Vikar (in Schüpfheim) war, bevor er 1781 als Pfarrhelfer nach Luzern berufen wurde. Stalder bezieht sich zu Beginn der *Fragmente* explizit auf Schnyder; er will nicht dessen Ausführungen wiederholen, sondern ergänzen, was seiner Meinung nach fehlt – die «Charakteristik» der Entlebucher. Modern gesprochen stellt er damit so etwas wie ein soziales Stereotyp der Bewohner des Entlebuchs dar, das er mit den Stichworten *Ehrstolz* (S. 42), *Freyheitssinn* (S. 57), *Anhänglichkeit an ihr Land, und Ihresgleichen* (S. 75), *Frohmut und Leichtsin*n (S. 94), *freundschaftliche Geselligkeit im Umgang mit Fremden* (S. 104) und *Witz und Geistesanlagen* (S. 109) kennzeichnet. Dabei ist er – bei aller spürbaren Empathie für die Entlebucher – nicht blind gegenüber der Ambivalenz dieser Eigenschaften: Der *Ehrstolz* führt zur realitätsblinden Selbstüberschätzung, der *Freiheitssinn* zur Ablehnung gegen die Obrigkeit, die *Anhänglichkeit ans Land* zur

Ablehnung alles Fremden, der *Frohmut und Leichtsinn* kann in Rausch umschlagen und der *Witz* ins Grobe und Obszöne. Stalder rechtfertigt diese Doppeldeutigkeit immer wieder mit ihrem Naturinstinkt, dem jedoch der dämpfende Einfluss der Bildung fehle. Um einen Naturinstinkt handle es sich, der nicht durch vernünftige Reflexion gebändigt wird – in diesen Passagen wird der Einfluss Kants ebenso sichtbar wie Stalders Amt als Schulinspektor.

Im weiteren Fortgang der *Fragmente* stellt Stalder besondere Bräuche der Entlebucher vor, darunter vor allem das Schwingen und den Kiltgang (den er erstaunlicherweise ganz und gar nicht moralisch-verurteilend darstellt), und dann – über das Entlebuch hinausweisend – die eidgenössischen Feste, vor allem die Freischiessen, wie er sie nennt. In diesem Zusammenhang spricht er auf S. 118 des ersten Teiles von «Beyträgen zu einem schweizerischen Idiotikon» und bei der Beschreibung des Schwingens S. 234 von einem «angehängten Wörterbuche», in welchem die Kunstwörter erklärt seien. Diese beiden Hinweise stützen Stalders eigene Aussage im Vorwort: Zum Idiotikon als dem eigenen Wortschatz kommt er über die Sitten und Bräuche der *Nation* der Entlebucher (er braucht diesen Ausdruck in den *Fragmenten* übrigens gleichbedeutend mit *Volk*). Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir hier eine romantische Volksauffassung am Werk sehen, die in den Entlebuchern so etwas wie *edle Wilde* sieht; aber in diesen Wilden erkennt Stalder die Kontinuität mit den alten Schweizern wieder (besonders deutlich in seiner im 2. Band der *Fragmente* (S. 126-132) abgedruckten Rede zur Sempacher Schlachtfeier von 1792).

Studer (1954) hat den intellektuell-politischen Hintergrund der *Fragmente* ausführlich dargestellt. Etwas vergröbernd könnte man sagen, dass Stalder in den Entlebuchern das wahrhaft demokratische Bergvolk erblickt, dessen Bräuche und Sitten er als Ausdruck eines unabhängigen und freien Geistes sieht. Dies bringt ihn aber zugleich in einen Loyalitätskonflikt mit seinem Gönner (ihm sind die *Fragmente* gewidmet) und Freund Joseph Anton Felix von Balthasar (1737–1810)<sup>2</sup>, einem Vertreter des Luzerner Patriziats, gegen das sich die Entlebucher mehrfach aufgelehnt hatten – doch diese andere Seite der Freiheitsliebe verschwieg Stalder in seinen *Fragmenten* (Studer 1954: 161ff., 169ff. und passim), und wenn er auf sie

zu sprechen kommt, weil er nicht anders kann, versucht er sie kleinzureden oder als Irreführung darzustellen (so S. 68, wo er z.B. Christian Schybi (ca. 1595–1653) erwähnt, den Anführer im sogenannten *Schweizerischen Bauernkrieg*<sup>3</sup>). In den politisch bewegten Zeiten nach der Französischen Revolution tritt Stalder 1791 der Helvetischen Gesellschaft bei, die er 1808 auch präsiidierte, und ist mit Politikern wie A. Rengger und P. Usteri befreundet; er schliesst sich den revolutionären Ideen an, ist aber zugleich als Sohn einer bürgerlichen Familie angewiesen auf die Wertschätzung des Luzernischen Patriarchats. In späteren Jahren wird er konservativer (siehe Brueckel et al. [1994: 7]), was sich auch mit den politischen Veränderungen der Zeit erklären lässt.

Stalder verfügte, obwohl in Escholzmatt weit entfernt von den Kapitalen der Gelehrsamkeit lebend, über ein – modern gesprochen – soziales Netzwerk, das es ihm ermöglichte, die Sammlung der Idiotismen über seine eigene lexikalische Kompetenz hinaus zu erweitern – er erwähnt im Vorwort zum ersten wie zum zweiten Band explizit seine Vorgänger und seine Korrespondenten. Er gebraucht im Übrigen den Begriff des *Idiotismus* im engen Sinn, wenn er im Vorwort zum ersten Band schreibt: «Unter einem schweizerischen Idiotism verstehe ich daher: a. Jedes in der Volkssprache noch jetzt lebende Wort, das in der Schriftsprache entweder ganz, oder in der gehörigen Stärke abgeht. b. Jedes, selbst in der deutschen Sprache angenommene Wort, so fern es eine Bedeutung, oder einen Sinn bezeichnet, der bis dahin im Schriftdeutschen entweder nicht bekannt war, oder sich längst schon verloren hat» (Stalder 1806: 12). Stalder stellt hier die «Volkssprache» der «Schriftsprache», der «deutschen Sprache», dem «Schriftdeutschen» gegenüber – die «Volkssprache» wird einerseits als älter («noch jetzt lebend»), andererseits als ausdrucksvoller («in der gehörigen Stärke») oder gar als neu («nicht bekannt») gesehen – drei unterschiedliche Sichtweisen, deren gegenseitiges Verhältnis zu diskutieren hier nicht der Ort ist.

Ein solches Idiotikon muss über die Grenze des eigenen Dialektes hinausgehen – es geht ja nicht nur, wie ursprünglich angedacht, um die Besonderheiten der Sprache der Entlebucher oder der Luzerner, sondern um alle «provinziellen Dialekte» der Schweiz. Deswegen ist Stalder auf die Hilfe der schon erwähnten «Freunde» angewiesen. Im Vorwort des

zweiten Bandes seines «Versuchs eines Schweizerischen Idiotikon ...» von 1812 schrieb er dann:

*«und deswegen möchte ich jeden Schweizer, welcher für die Sprache längstverflossener Jahrhunderte (das Palladium eines Volkes) wie für die Sitten der grauen Vorwelt (das Palladium eines freyen Volkes) eine treue Vorliebe fühlt, freundeidsgenössisch bitten, die Lücken meiner Arbeit ausfüllen zu helfen, und diesen meinen Versuch der schweizerischen Sprachkunde zu einem vollkommenen Nationalwerk zu fördern.»*

(Stalder 1812: X)

Stalder nennt die Sprache der längstverflossenen Jahrhunderte «Palladium» und verwendet damit eine Bezeichnung aus der Antike – wörtlich ist damit eine Kultstatue der Pallas Athene gemeint, die ein politisches Gemeinwesen in seiner Identität beschützt. Das Nationalwerk sichert in dieser Hinsicht also das Heiligtum eines Volkes, des Volkes der Schweizer (Schweizerinnen waren nicht vorgesehen). Und – rhetorisch gebildet – fügt er die «Sitten der grauen Vorwelt» als das Palladium eines «freyen» Volkes hinzu – damit werden Sprache und Sitten des Volkes als ihr eigentliches heiliges Merkzeichen dargestellt.<sup>4</sup> Und das «vollkommene Nationalwerk» ist nichts anderes als der Ausdruck dieses Palladiums.<sup>5</sup>

Stalder veröffentlichte 1819 die *Landessprachen der Schweiz*, in denen er das Gleichnis vom verlorenen Sohn von Pfarrern beider Konfessionen in ihre Dialekte übersetzen liess. Studer (1954) schildert die Vorgeschichte dieses Textes – ursprünglich als Reaktion auf eine Umfrage des damaligen französischen Innenministers Emanuel Crétet als Folge einer Initiative der *Académie celtique* mit der Aufforderung gedacht, eine Übersetzung der Parabel vom verlorenen Sohn einzusenden (siehe dazu auch das Vorwort von Stalder selbst, Stalder [1819: IV]). Studer (1954: 219) zitiert als Titel dieser Darstellung «Schweizerische Dialektologie in Vergleichung mit andern ältern germanischen Dialekten. Sammt einem Anhang einer Uebersetzung der Parabel vom verlornen Sohne Lucae XV, 11–32 in allen Schweizerdialekten. Von Franz Josef Stalder, Kammerer und Pfarrer zu Escholzmatt im Entlebuch. Im Jahr 1808». Wie Studer ausführt, sind im Anhang 29 Versio-

nen der Parabel enthalten, ausnahmslos Deutschschweizer Dialekte. Anders dann in der gedruckten Ausgabe von 1819: Stalder publiziert nun 42 Fassungen, aber er druckt nicht nur schweizerdeutsche Texte ab, sondern bietet Fassungen in den Patois der Westschweiz, in rätoromanischen Idiomen und Tessiner Dialekten. Studer (1954: 225) reagiert darauf etwas verunsichert: «Was sollten die für seine alemannische Grammatik illustrieren?» Vermutlich spielt etwas anderes eine Rolle: Seit dem Wiener Kongress waren die vorherigen Untertanengebiete und Zugewandten Orte zu gleichberechtigten Kantonen geworden – die Schweiz war zu einer viersprachigen Schweiz geworden (auch wenn die Mehrsprachigkeit erst in der Bundesverfassung von 1848 explizit erwähnt wurde, wenn auch – vermutlich – primär aus finanziellen Belangen, vgl. Widmer et al., 2004: 11–12). Stalder selbst sagt nur, dass er diese Fassungen beigefügt habe, um deren Mannigfaltigkeit zu zeigen und so ein «vollkommenes Ganzes» zu schaffen (Stalder 1819: VIII). Dennoch lässt sein Vorwort keinen Zweifel daran, dass ihm die Kontinuität der zeitgenössischen alemannischen Dialekte mit den althochdeutschen Texten – etwa von Notker dem Deutschen – am Herzen liegt. Von einer Kontinuität der romanischen Texte spricht er nicht; der implizite Widerspruch zwischen deutscher Kontinuität und Schweizer Mehrsprachigkeit wird nicht aufgelöst.

### **Das Idiotikon als nationales Wörterbuch?**

Dass Stalder hier so ausführlich behandelt wird, hat damit zu tun, dass Fritz Staub an ihn anschliesst: Die Rede vom «Stalder redivivus» zeigt das mit aller Deutlichkeit. Walter Haas hat den (zweiten, erfolgreichen) Aufruf der Antiquarischen Gesellschaft von Zürich, der auf Staub zurückgeht, als Ausdruck «wehmütiger Resignation» (Haas 1981: 16) bezeichnet und der Beginn des Aufrufs von 1862 legt dies zunächst nahe. Könnte dies aber nicht einfach der Rhetorik geschuldet sein?

Inhaltlich entspricht nämlich der erste, weitgehend erfolglose Aufruf der Antiquarischen Gesellschaft von 1845 fast vollständig dem späteren, sehr viel emotionaleren von Staub. Bis auf einen Punkt: Die Antiquarische Gesellschaft will ein «allumfassendes allemannisches Wörterbuch» (Aufruf 1845:

1) schaffen, das zu den Bedürfnissen «aller Freunde des allemannischen Alterthums» zähle. Die konstruierte Kontinuität betrifft, anders als bei Stalder, nicht mehr die alten Schweizer Helden, sondern den germanischen Stamm der Alemannen, die Schweiz als alemannisches Sprachgebiet. Wenn wir recht sehen, ist von «Nation» in diesem Aufruf nirgends die Rede, wohl aber vom «vaterländischen Werk». «[D]er Sinn und die Liebe für [die] Muttersprache» sind es, die zum Sammeln anregen sollen – Vaterland und Muttersprache bilden das Modell, innerhalb dessen argumentiert wird.

Staubs Aufruf dagegen ist rhetorisch und emotional. Er stellt dramatisierend fest, dass sich die Sprache und die Sitten ändern, dass die angestammte Sprache verloren zu gehen droht<sup>6</sup> (und es ist nicht zuletzt die Eisenbahn, die daran schuld ist). Doch: «So lange wir unsere Sprache festhalten, so lange hält die Sprache uns als eine Nation zusammen, und schützt unsere Individualität besser als der Rhein» (Aufruf 1862: 1). Die gemeinsame Sprache, die Dialekte, sichern so die Nation Schweiz, und dies besser als die natürliche Grenze, der Rhein. Nicht mehr die Alemannen sind es hier, um die es geht, sondern die besondere Nation Schweiz. Der Aufruf richtet sich an eine gebildete Elite, betont die praktischen Ziele (auch andere Altertumsforscher sind daran interessiert) und legt besonderen Wert auf die Schule – in ihr soll das künftige Idiotikon eine zentrale Rolle spielen: «Es ist nämlich unbestreitbar, daß die zu frühe und intensive Bekanntschaft der Kinder mit dem Schriftdeutsch, der fast ausschließliche Gebrauch einer Sprechweise, die im besten Falle ein Mittelding zwischen der fremden Sprache und der unverfälschten Mundart ist, an der Letzteren mit bedauerlichem Erfolg nagt» (Aufruf 1862: [3]). Es sei daran erinnert, dass Staub selbst als Schulleiter tätig war – von dorthier ist sein Interesse an der Schule vermutlich mehr als der Versuch zur Gewinnung einer breiten Schicht von Lehrpersonen für das geplante Werk.

Haas (2008: 31f.) weist unter dem Titel «Etikettenfragen» auf das Problem der Benennung des *Idiotikon* hin. Es trägt ja bis heute zwei Titel, zum einen ist es laut Haupttitel das «Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache», womit zwei Dinge klar gemacht werden: Es geht hier nicht mehr nur um Idiotismen im Sinne Stalders und es geht nicht mehr nur um die provinziellen Dialekte der Schweiz, sondern um etwas anderes –

die «schweizerdeutsche Sprache»; damit wird dem Schweizerdeutschen der Ehrentitel einer eigenen Varietät des Deutschen verliehen (und es ist nicht etwa die schweizerdeutsche Variante des Hochdeutschen damit gemeint). Der Gebrauchstitel allerdings bleibt «Schweizerisches Idiotikon» und er ist, mit Haas (1981: 54) gesprochen, doppelt unangemessen: «es ist kein Idiotikon mehr, und es war nie gesamtschweizerisch».

### Die «Nationalen Wörterbücher» – eine föderalistische Lösung

An dieser Stelle kommen die «Nationalen Wörterbücher» ins Spiel – sie decken in ihrer Gesamtheit alle in der Schweiz gesprochenen Varietäten der viersprachigen<sup>7</sup> Schweiz ab. Während aber das *Idiotikon* noch als «Nationalwerk» in dem Sinne anzusehen ist, der bis heute auf dem Titelblatt steht: «Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihülfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes», sind die drei anderen nationalen Wörterbücher auf der Grundlage von systematischen Befragungen durch Fragebögen entstanden, die von romanistisch gebildeten Gelehrten konzipiert worden waren:

- Glossaire des patois de la Suisse romande 1899 (L. Gauchat, J. Jeanjaquet, E. Tappolet);
- Dicziunari Rumantsch Grischun 1904 (R. v. Planta);
- Vocabolario della Svizzera italiana 1907 (C. Salvioni).

Organisatorisch allerdings sind die vier Unternehmen denkbar unterschiedlich verfasst: Das *Idiotikon* wird von einem Verein getragen (dem unter anderem die Deutschschweizer Kantone angehören), das *Glossaire* ist heute Teil der Universität Neuenburg, wird aber von der CIIP (Conférence intercantonale de l’instruction publique de la Suisse romande et du Tessin) mitgetragen, das *Vocabolario* ist Teil des Centro di dialettologia e di etnografia des Dipartimento dell’educazione, della cultura e dello sport des Kantons Tessin, das *Dicziunari* wird von der Societad Retorumantscha als Trägerverein herausgegeben, einer Tochtergesellschaft der Lia Rumantscha. Darin spiegelt sich letztlich auch das Föderalistische an den

«Nationalen Wörterbüchern» – Sprache und Kultur sind Sache der Kantone und deswegen gibt es, bis heute, kein Eidgenössisches Institut dafür – obwohl es dafür gute Gründe in Bezug auf Finanzierung und Synergien geben würde.

Als Präsident einer Kommission der SAGW ist es mir immerhin eine Genugtuung, dass der Bund auch weiterhin subsidiär die Kosten für die wissenschaftliche Arbeit der vier «Nationalen Wörterbücher» übernimmt – dafür hat er unseren Dank und unsere Anerkennung verdient, in der Hoffnung, dass er sich diesen Dank und diese Anerkennung auch in den nächsten hundert Jahren etwas kosten lässt.

## Literatur

(Im Aufsatz zitierte Originalwerke von Stalder und die Nationalen Wörterbücher sind nicht aufgeführt.)

Fässler, Alois (2002), «Geburt der gesamteidgenössischen Solidarität. Die Hilfeleistung zur Bewältigung des Bergsturzes von Goldau 1806», in: Pfister, Christian (2002), *Am Tag danach – Zur Bewältigung von Naturkatastrophen in der Schweiz 1500–2000*, Bern, Stuttgart, Wien: Haupt, S. 55–85.

Godel, Eric, Dunya Acklin Muji (2004), «Nationales Selbstverständnis und Sprache in der Bundesverfassung von 1848», in: Widmer, Jean, Renata Coray, Dunya Acklin Muji und Eric Godel, *Die Schweizer Sprachenvielfalt im öffentlichen Diskurs – La diversité des langues en Suisse dans le débat public*, Bern et al.: Lang (Transversales 8), S. 31–126.

Haas, Walter (1981), *Das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Versuch über eine nationale Institution*, Hg. von der Redaktion des Schweizerdeutschen Wörterbuchs., Frauenfeld: Huber.

Haas, Walter (2008), «Zur Geschichte und Zukunft des Idiotikons», in: *Das Idiotikon: Schlüssel zu unserer sprachlichen Identität und mehr? – L'idiotikon: une clé pour notre identité linguistique, voire plus*, Bern: Eigenverlag, S. 25–50.

- Laube, Bruno (1956), *Joseph Anton Felix Balthasar 1737–1810. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Luzern*, Diss. Phil. hist. Basel, Basel: Helbing & Lichtenhahn.
- Lauber, Christine (1992), *Die Bibliothek des Dialektforschers Franz Josef Stalder (1757–1833) in der Bürgerbibliothek Luzern*, Diplomarbeit des Verbands der Bibliotheken und der Bibliothekarinnen/Bibliothekare der Schweiz, Masch. Luzern.
- Pfister, Christian (2002), *Am Tag danach – Zur Bewältigung von Naturkatastrophen in der Schweiz 1500–2000*, Bern, Stuttgart, Wien: Haupt.
- Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (2008), *Das Idiotikon: Schlüssel zu unserer sprachlichen Identität und mehr? – L’idiotikon: une clé pour notre identité linguistique, voire plus*, Bern: Eigenverlag 2008.
- Stalder, Franz Joseph (1994), *Schweizerisches Idiotikon mit etymologischen Bemerkungen untermischt, samt einem Anhang der verkürzten Taufnamen*, hg. v. Niklaus Bigler. Sauerländer: Aarau. (zit. als Bigler [Hg.] [1994]).
- Studer, Eduard (1954), «Franz Josef Stalder. Zur Frühgeschichte volkskundlicher und dialektvergleichender Interessen», in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 50, H. 3/4, S. 125–227.
- Trümpy, Hans (1955), *Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert (auf Grund der gedruckten Quellen)*, Basel: Krebs.
- Zentralbibliothek Luzern, *Franz Joseph Stalder, Theologe, Pädagoge, Sprachforscher (1757–1833)*, Begleitbroschüre zur gleichnamigen Ausstellung in der Zentralbibliothek Luzern anlässlich der Herausgabe des 1832 fertiggestellten Manuskripts zur neuen Auflage des «Schweizerischen Idiotikons», von F. J. Stalder im Sauerländer Verlag 1994. Redaktion und Zusammenstellung: M. A. Ina Brueckel, Dr. Alois Schacher, Lic. phil. Peter Kamber, Luzern: Eigenverlag 1994 (zitiert als Brueckel et al. [1994]).

## Anmerkungen

- 1 Zu F. J. Stalder siehe die immer noch lesbare Darstellung von Studer (1954); eine Kurzbiographie in der elektronischen Ausgabe des Historischen Lexikons der Schweiz (HLS) (<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D12310.php>) stammt von N. Bigler. Ein tabellarischer Lebenslauf findet sich in der Begleitbroschüre zu einer Ausstellung über Stalder als «Theologe, Pädagoge, Sprachforscher» von 1994 in der damaligen Zentralbibliothek Luzern. Stalder war ab 1798 auch Schulinspektor des Schulkreises Entlebuch, deswegen die Benennung als «Pädagoge». Stalder hat seine Bibliothek der damaligen Bürgerbibliothek zu Luzern vermacht; eine Übersicht über die rund tausend Bände bietet die Diplomarbeit von Christine Lauber (1992).
- 2 Zu J. A. F. v. Balthasar siehe Bruno Laube im HLS: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D11547.php> und Laube (1956).
- 3 Zu Christian Schybi siehe <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D14500.php>
- 4 Damit steht Stalder natürlich nicht allein. Trümpy (1955) stellt den Kontext dieser Auffassung ausführlich dar; für ihn ist die Arbeit von Stalder der «Schluß- und Höhepunkt» (Trümpy 1955, 3) der vorausgehenden Epoche. Was Stalder gegenüber dem etwas jüngeren Johann Andreas Schmeller (1785–1852) fehlt, der üblicherweise als Begründer der wissenschaftlichen deutschen Dialektologie gilt, ist die Professionalisierung des Philologen: Schmeller war Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und später Professor an der Universität München.
- 5 Auf die zweite Auflage des Idiotikons, die Stalder im Manuskript vorbereitet hatte, gehen wir hier nicht ein; die Edition von N. Bigler (Hg. [1994]) erschliesst das Werk. Informationen dazu sind auch bei Brueckel et al. (1994) enthalten.
- 6 Es wäre interessant, das Bedrohungsszenario im Kontext von anderen Katastrophensbewältigungen zu sehen, bei denen die «gesamteidgenössische Solidarität» (Fässler 2002) zum Ausdruck kam. Dabei legte Landammann Andreas Merian 1806 in seinem Aufruf zur Hilfeleistung nach dem Bergsturz von Goldau vor allem auch Wert auf das «National-Gefühl». Wie Pfister (2002, 20) ausführt, ist eines der Kriterien für diese Solidarität generell die «Nation» Schweiz.
- 7 Wir beeilen uns hinzuzufügen, dass das Jenische und das Jiddische von der Schweiz im Rahmen der Europäischen Charta für die Regional- und Minderheitensprachen als Sprachen ohne Territorium anerkannt wurden (siehe 1. Bericht der Schweiz von 1999, <http://www.bak.admin.ch/kulturschaffen/04245/04246/04248/index.html?lang=de> [besucht am 7. Februar 2013]).



# Ein Wörterbuch – und mehr: Zur Bedeutung des Idiotikons für die Dialektologie und Sprachgeschichts- forschung in der deutschen Schweiz

*Hans-Peter Schifferle*

## Prämissen

Aus Anlass des heutigen Jubiläumskolloquiums, an dem wir an die vor genau 150 Jahren erfolgte Gründung unseres Unternehmens denken, möchte ich einige Aspekte der Geschichte, der Gegenwart und der Zukunft des Werks beleuchten, die mir besonders wichtig erscheinen im Kontext unseres lexikographischen Langzeitunternehmens. Dabei sollen Aktivitäten und Wirkungsbereiche des *Schweizerischen Idiotikons* in den Mittelpunkt gestellt werden, die seine Bedeutung für die Dialektologie und Sprachgeschichtsforschung anschaulich machen und auch den lexikographischen Zeithorizont des Idiotikons fokussieren. Mit dieser Zielsetzung möchte ich anhand ausgewählter Beispiele skizzieren, wie es dem Idiotikon in den verschiedenen Phasen seiner Geschichte immer wieder gelungen ist und weiterhin gelingen kann, zum Kristallisationspunkt für dialektologische, sprach- und namengeschichtliche Forschungen in der deutschen Schweiz und darüber hinaus zu werden.

Zur eingängigeren Illustration der Bedeutung, die dem Idiotikon in diesem Kontext zukommt, sollen im Folgenden zwei unterschiedliche Typen von Forschungsaktivitäten unterschieden und näher angesprochen werden: Im ersten Teil geht es um Arbeiten, die in engem Zusammenhang mit der Projektierung und dem Inhalt des Wörterbuchs stehen oder direkt auf das Wörterbuch rekurrieren; sie stammen mehrheitlich von am Wörterbuch mitbeteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, seltener auch von Aussenstehenden. Es handelt sich dabei um Studien, welche die Wörterbucharbeit reflektieren oder aus Informationen aus dem Wörterbuch schöpfen und dabei über das Wörterbuch hinausführende Impulse für die Dialektologie oder für die Erforschung der älteren Sprache liefern. Ich werde diesen Typus von Studien im Folgenden

kurz «erschliessende Arbeiten» nennen. Im zweiten Teil sollen eigenständige dialektologische, sprach- und namengeschichtliche Arbeiten und Projekte angesprochen werden, die in mehr oder weniger enger Verbindung mit dem Idiotikon stehen und Materialien sammeln und publizieren, die auch Teil des offenen und stetig wachsenden Quellenkorpus des Wörterbuchs werden. Diese Projekte sollen im Folgenden kurz «ergänzende Arbeiten» genannt werden. Diese Kategorisierung hat sich für mich aus der fokussierten Fragestellung heraus zwanglos ergeben. Sie erhebt nicht den Anspruch, dass mit ihr die gesamte dialektologische und sprachgeschichtliche Erforschung des Deutschen in der Schweiz der letzten hundertfünfzig Jahre zu thematisieren sei, und ist sich ihres «Idiotikonzentrismus» durchaus bewusst.

### **Erschliessende Arbeiten**

Der Begründer des Idiotikons, Fritz Staub, und sein erster Mitredaktor Ludwig Tobler, die für die Fertigstellung des begonnenen Werks laut dem an die Verleger geschickten Publikationsplan von 1879 etwa vier Bände und eine zwanzigjährige Publikationszeit veranschlagt hatten,<sup>1</sup> würden sich wundern, wenn sie unser heutiges 150-Jahr-Jubiläum sähen, an dem wir zwar am Ende des 16. Wörterbuchbandes angelangt sind, aber immer noch die ganze Strecke der Wörter, die mit Z beginnen, zur Bearbeitung vor uns haben, was uns sicher noch ein weiteres Jahrzehnt beschäftigen wird. Sie würden sich wundern, müssten in der fiktiven Rückschau aber auch zugeben, dass der damals für die Publikation in Aussicht gestellte Zeithorizont doch klar zweckoptimistisch war und beim damaligen Stand der Arbeiten auch gar nicht seriös zu kalkulieren.

Staub und später auch Tobler beschäftigten sich zudem schon während der Vorbereitungsphase neben den konzeptuellen Arbeiten und dem Erstellen von Wortartikeln für das begonnene Wörterbuch auch mit kleineren und grösseren – und durchaus auch aufwendigen – Arbeiten, für die sie auf das eingegangene Material zurückgriffen. Alle diese Arbeiten, auch die später noch zu nennenden dieses Typs, wollen das wissenschaftliche Publikum und darüber hinaus auch eine weitere interessierte Öffentlichkeit gespannt und aufmerksam

machen auf den im Wörterbuch zu entdeckenden Informationsschatz. Damals wie heute geht es in diesen Arbeiten ganz zentral darum, die öffentliche Wahrnehmung – neudeutsch die *Visibility* – des Projekts zu fördern und die knappen und doch komplexen sowie meist schwer zu lesenden Wörterbuchartikel interpretierend und kommentierend zu erschliessen.

Schon bei einer oberflächlichen bibliographischen Umschau<sup>2</sup> finde ich leicht mehr als zweihundert Arbeiten dieser Art, ihre wirkliche Zahl ist sicher bedeutend grösser. Diese Masse deutet schon darauf hin, dass es offenbar einem verbreiteten Bedürfnis von Lexikographinnen und Lexikographen entsprach und bis heute entspricht, ihre in mühsamen Erkenntnis- und Interpretationsprozessen erarbeiteten Wörterbuchtexte über die knappen und dichten Wortartikel hinaus in grössere Zusammenhänge zu stellen. Diese auf Inhalte oder Charakteristika des Wörterbuchs bezogenen internen und auch externen Arbeiten enthalten – oft in der Art von Werkstattberichten – methodische Reflexionen zur lexikographischen Arbeit, oder es sind grammatische oder lexikologische Abhandlungen zu den Mundarten, zur älteren Sprache oder zum Sprachkontakt mit den Nachbarsprachen.

Von Fritz Staub möchte ich zwei grössere Studien, eine lexikologische und eine grammatische, ansprechen, die hierher gehören. Zum einen ist es die umfangreiche 1868 erschienene onomasiologische Darstellung *Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte, Lese schweizerischer Gebäckenamen. Aus den Papieren des schweizerischen Idiotikons*, die ihrem Verfasser – zusammen mit seinen Verdiensten um das entstehende Wörterbuch – ein Ehrendoktorat der Universität Zürich eintrug. Es gibt kaum eine bessere Demonstration des erschliessenden Charakters dieser Monographie als die vergleichende Lektüre des darin enthaltenen Abschnitts über das *Foggenzenbrod*<sup>3</sup> mit den schon früh konzipierten, aber natürlich erst mehr als ein Jahrzehnt nach ihr publizierten Wörterbuchartikeln *Fochenze* und *Fochenzer* (Id. I 652–655).



Abb. 1: Titelblatt von Staub 1868

Eine zweite Arbeit von Staub formuliert 1874 das später nach ihm «Staubsches Gesetz» genannte schweizerdeutsche Lautgesetz des *n*-Schwundes vor Reibelaut (mit Ersatzdehnung oder Diphthongierung) mit reichhaltiger Beispielsammlung aus allen schweizerdeutschen Mundarten und mit historischem Material. Ein Zitat aus der Schlusspassage kann gut vermitteln, welche Absicht der Autor mit seiner Studie verfolgt hat:

*Wenn ein einzelner aus dem Kapitel der Lautlehre herausgegriffener Punkt solche Ernte abwirft, so sollte es auch dem Laien einleuchten, dass die Mundart wohl ein Studium zu bilden werth und im Stande ist, die daran gewendete Arbeit reichlich zu lohnen. Auch den Philologen gegenüber, welche noch vielfach von Misstrauen gegen den wissenschaftlichen Gehalt der Volkssprache befangen sind, erwarte ich, dass gerade unser «alemannisches Lautgesetz» in vorzüglichem Masse angethan sei, ihnen, wenn sie solche Concinnität und stramme Gesetzmässigkeit bis in alle Spitzen hinaus erblicken, wo doch der festen Stütze einer nebenher gehenden, die Tradition schützenden Literatur entbehrt wird, den Glauben an eine Grammatik auch des Volksmundes zu erwecken.*

(Staub 1874: 92)

In einer nicht datierten Literaturanzeige der Neuen Zürcher Zeitung aus dieser Zeit heisst es zu den beiden erwähnten Arbeiten von Staub: «Hätten die bisherigen grossartigen Vorarbeiten für das schöne Nationalwerk des Idiotikons gar keinen andern Erfolg gehabt als diese beiden Schriften ... der Gewinn wäre schon ein erfreulicher.»

Auch Ludwig Toblers «Altschweizerische Volksfeste» von 1894, seine letzte, kurz vor seinem Tod im Druck erschienene Arbeit, hat den gleichen Tenor. Der aus zwei Vorträgen hervorgegangene materialreiche Aufsatz ist eine onomasiologische Lese von Festbezeichnungen (wie *Chilbi*, *Bannertag* oder *Romfart*), die Tobler im Wesentlichen aus den Materialien des Idiotikons zusammenstellte. In einer Vorbemerkung schreibt er dazu:

*So weit die Quellen ... in den Sammlungen des Schweizerischen Idiotikons schriftlich enthalten sind, wird man sie im Fortgang der Herausgabe jenes Werkes dort angeben finden, zum Teil der Reihe nach unter Wörtern wie Fest, Mahl, Tag, bzw. deren Zusammensetzungen, zum Teil vereinzelt. Hier handelte es sich darum, das, was dort immerhin nur zerstreut und kürzer gefasst zur Darstellung kommen kann, mit ausführlicherer Schilderung einzelner Feste zu einem Gesamtbilde schweizerischen Volkslebens älterer Zeit zu vereinigen.*

(Tobler 1894: 1)

Als nächstes Beispiel für eine Arbeit des erschliessenden Typs möchte ich auf Hans Wanners köstliche kleine Abhandlung «Hundenamen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts» hinweisen, die zusammen mit vier weiteren Arbeiten aus der Feder der Redaktorinnen und Redaktoren des Idiotikons unter dem Sammeltitel «Aus der Werkstatt des Schweizerischen Idiotikons» 1951 in der Festschrift für Ernst Ochs erschienen ist. Der 1942 edierte *Glückshafenrodel des Freischiessens zu Zürich 1504* stellt eine einmalige und ausserordentlich reichhaltige Quelle für Namen aller Art dar: Die Liste, in der die Teilnehmer an der grossen Schützenfest-Lotterie eingetragen wurden, verzeichnet über 40 000 Einlagen und enthält neben etwa 24 000 Personennamen auch viele damals übliche Namen von Haustieren. Um die Gewinnchance zu erhöhen, liess man nämlich nicht nur sich selbst, sondern auch alle Familienangehörigen, das Gesinde und eben auch Haustiere namentlich in die Liste aufnehmen. Auf knappen fünf Seiten stellt Hans Wanner die über achtzig Hundenamen dieser Quelle nach Benennungsmotiv und Bildungsweise zusammen und verbindet sie mit Artikelinformationen aus dem Idiotikon, womit die Studie ihren erschliessenden Charakter gewinnt. Man erfährt darin viel über damals gängige und modische Namentypen, etwa über Imperativnamen wie *Werdich*, *Weck*, *Zuck*, *Hebann* oder über sprachspielerische Namen wie *Nieman*, *As du*, *Wass du*, *Wiedu* oder *Werweisd*, die «wie neckische Abfertigungen auf Fragen nach dem Namen klingen». <sup>4</sup> Die alphabetische Liste der behandelten Hundenamen präsentiert sich folgendermassen:

*Ännly, Artus, As du, Bennly, Betz und Betzli* (fünfmal), *Birss, Birssli, Brack, Brasser; Brendli, Buoberli, Dam-mast, Die, Vasan* (viermal), *Feng, Föitz, Fer Baris, Fluck, Fortuna, Fötschli, Frag(en), Fröid* (zweimal), *Fürbas, Fürlin, Fürst und Fürstli* (achtmal), *Guli, Häderli, Han, Hebann, Heylos, Hemmerli, Hotz, Hüdelli, Yl* (zweimal), *Klein, Rot Kron, Lef, Löw* (dreimal), *Menly* (zweimal), *Melesinn* (zweimal), *Mörli, Musenli, Nerli, Nieman, Pratsch, Ralbatzen, Renni, Rosin, Rümeli, Sattin* (zwei-mal), *Seckli, Soldan, Sortes, Schell, Schelli* (zweimal), *Speichli, Stöibli, Stern, Stösel, Stübli, Stümpfli* (viermal), *Trüb, Thüring, Türgk, Venus* (zweimal), *Wass du, Weck, Wedeli, Weidmann* (dreimal), *Wela, Wella* (dreimal), *Wer, Werdich, Werweisd, Widerumb, Wiedu, Wienu, Wild, Wol-lenber, Zettly, Zobel, Zuck* (zweimal), *Zyberlin*

(Wanner 1951: 219/20)

Beim Verfassen dieser Hinweise auf die Arbeit von Hans Wanner erinnerte ich mich wieder an eine Anfrage ans Idio-tikon aus dem Jahr 2006, bei der sich die Bearbeiterin des Artikels über den Basler Chronisten Johannes Knebel für das *Historische Lexikon der Schweiz* bei uns erkundigt hatte, ob wir wüssten, wie der Name des in Knebels Diarium genannten, 1476 verstorbenen Schosshündchens *Frogindorumb* zu inter-pretieren sei, ob ihre Vermutung, «dass sich der merkwürdige Name vielleicht im Basler Dialekt auflösen lässt als *Frag ihn darum* ... ganz abwegig» sei und ob «es allenfalls Parallelen dazu» gebe. Vor dem Hintergrund der gerade betrachteten Namen vom Typus der neckischen Fragen und Abfertigung-ten konnten wir *Frogindorumb* ganz leicht erklären, natürlich mit einem Hinweis auf die wunderbare Quelle des Zürcher Glückshafenrodels, der diese ganz spezielle Mode der Hundena-mengebung um 1500 bestens dokumentiert.

Bei vielen erschliessenden Arbeiten lässt sich ihre Ver-anlassung aus dem lexikographischen Arbeitszusammenhang einer konkreten Wortstrecke erkennen oder wenigstens ver-muten, auch wenn sie nicht explizit genannt ist. Dies ist etwa bei Kurt Meyers Aufsatz «Über *sehr* im Schweizerdeutschen» der Fall, der im *Bericht über das Jahr 1967* des Schweizer-deutschen Wörterbuchs erschienen ist. Auf die Thematisierung und Typologisierung der insgesamt über hundert mundartli-

chen Heteronyme hat ihn wohl das seltene Verstärkungspräfix *r̄*- gebracht. Es ist ihm in Wörtern wie *r̄*-*tumpfig*, *-tümpfig* (Id. XII 1923), *r̄*-*tünstig* (Id. XIII 813) und *r̄*-*tüppig* (Id. XIII 965), alle mit der Bedeutung ‚drückend heiss, schwül‘, begegnet. Die ersten beiden dieser Wortartikel hatte Kurt Meyer 1961 bzw. 1965 selbst redigiert.

Eine gerade erst im Druck befindliche Arbeit meines Redaktionskollegen Christoph Landolt sei hier noch genannt; sie trägt den Titel: «*Dis gelt ist ouch den burgern genzlich vergulden*. Die Partizipia Präteriti der Reihe IIIb mit Ablaut *u* im Alemannischen»<sup>5</sup>. Ausgehend von einer Beispielsammlung mit Formen mit Ablaut *u* (statt *o* wie im Mittelhochdeutschen und Standarddeutschen), geht es in der Abhandlung darum, die Verbreitung und Herkunft dieses Phänomens besser als bisher kennenzulernen und zu erklären, und zwar anhand von Daten aus der älteren Schweizer Schriftsprache und aus den rezenten Schweizer Mundarten. Christoph Landolt hat das Phänomen mit der erst ganz neuerdings möglichen Volltextsuche im Idiotikon bei den Lexemen *bellen*, *gелten*, *helfen*, *hellen*, *mелken*, *schellen*, *schелten*, *schmelzen* und *schwellen* abgesucht und die Ergebnisse quantitativ und interpretativ ausgewertet. Das Idiotikon bietet sich dabei als ideales Korpus zur Untersuchung des Phänomens an, stehen in ihm doch die entsprechenden Sprachdaten in Belegen aus allen Gegenden der deutschen Schweiz über acht Jahrhunderte hinweg zur Verfügung. Dazu die folgenden Beispiele:

*So suln danne die drije stette dem andern teile behulfen  
sin mit libe und mit guote.*

1325, Zürcher Urkundenbuch (Id. XII 1444)

*Kuowarme milch, die erst gemulcken ist.*

1561, Josua Maaler: Die Teütsch spraach (Id. XVI 1494)

*So er [der Zucker] nun recht zerschmulzen ist.*

18. Jh., Weinbuch (Id. IX 964)

*Wan einem Roß daß Geschröt geschwullen, so nim  
Hüenerträck.*

18. Jh., Emmentaler Arzneibuch (Id. XIV 747/8)

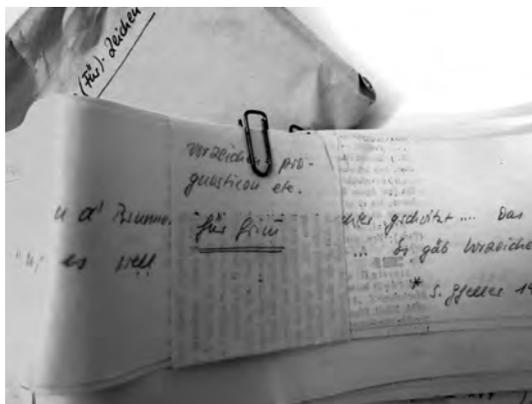
*Im Heu<sup>w</sup>et, der Ern und im Emdet han i<sup>ch</sup> 's Meiers g'hulfe<sup>n</sup>.*

1883, Arnold Gysi, Jugenderinnerungen eines alten Schulmeisters  
(Aargauer Mundart; Id. XVI 160)

*Der Pläss hät 'bullen us lüter Hei<sup>m</sup>wē.*

1909/10, Caspar Streiff, *Der Heiri Jenni im Sunnebärg bim Cheiser vu Östriich*  
(Glerner Mundart; Id. XI 1671)

Für die letzten Bände des *Deutschen Wörterbuchs* von Jacob und Wilhelm Grimm, genauer für Band 12 und 14 (der *V*- bzw. der *W*-Strecke), wurden Ende der Vierziger- und Anfang der Fünfzigerjahre des letzten Jahrhunderts für zahlreiche Wörter Belege aus dem noch unpublizierten Idiotikon-Material verzettelt und nach Deutschland geschickt. Wir finden heute gelegentlich dicke Couverts mit Kopien dieser Zettel in den fortlaufenden Materialschachteln. Gerade kam wieder ein solches Zettelbündel in der zum Redigieren verteilten Wortstrecke von *Zeiche<sup>n</sup>* zum Vorschein. Es enthält gegen 150 Belege zum Stichwort *Vor*- bzw. *Für*-*Zeiche<sup>n</sup>* aus den Mundarten und aus der älteren Sprache.



**Abb. 2:** Schweizer Belegmaterial zum Stichwort *Vorzeichen* für das *Deutsche Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm

Bei dieser Materialanfrage durch die Redaktion des grimmschen Wörterbuchs ging es offenbar hauptsächlich um die Redaktion von *Vorzeichen* in der Bedeutung ‚Vorhalle einer Kirche‘; diese mittelhochdeutsche volksetymologische Umdeutung von ahd. *pforzich* (aus lat. *porticus*) wurde dann im Deutschen Wörterbuch eigens als Homonym <sup>2</sup>*Vorzeichen* lemmatisiert.<sup>6</sup> Der gedruckte Wortartikel profitierte ganz offensichtlich vom reichen Materialzuwachs aus den schweizerischen Quellen.

Als letztes Beispiel für Arbeiten des erschliessenden Typs möchte ich die sprachlichen Erklärungen von Familiennamen erwähnen, welche die Redaktion des Idiotikons seit mehreren Jahren für einen wöchentlichen Sendetermin bei Radio SRF 3 erarbeitet. In diesem Sendegefäß betreiben wir unter dem Titel «Auf den Spuren eures Namens» eine populäre Erschliessung dieser Namenbildungen, die vorwiegend dem Spätmittelalter angehören und in sehr vielen Fällen im Wörterbuch behandelt sind. Unsere Erläuterungen, die auf der Website von SRF 3 auch als *Podcasts* archiviert und zu hören sind,<sup>7</sup> finden ein anhaltendes breites Publikumsinteresse. Tausende von in der deutschen Schweiz entstandenen Familiennamen bieten eine für die sprachliche Deutung der Namenbildungen und für die Erläuterung ihrer Motivationen fast unerschöpfliche Quelle.



Abb. 3: Radio-SRF-3-Website «Auf den Spuren eures Namens» mit den Podcasts der behandelten Familiennamen

## Ergänzende Arbeiten

Der Grundstock des ab 1862 für das zu schaffende Wörterbuch zusammengewonnenen Materials war trotz des beachtlichen Erfolgs des Aufrufs mit den Beiträgen von gegen 400 Korrespondenten sehr heterogen und unsystematisch. Im Bewusstsein dieses Mangels gab es denn auch seit den Anfängen weitere Aussendungen und Ermunterungen zur Einlieferung auch selbständiger Materialien.<sup>8</sup> Die Materialbasis sollte ergänzt werden und das Quellenkorpus vorläufig offen bleiben. Im wachsenden Zeitdruck vor dem Publikationsbeginn musste Staub die Korrespondenten dann aber *contre-coeur* auffordern, ihre Sammlungen auf Ende 1877 abzuschliessen, fast schon resignierend, dass das Zusammengetragene nicht ausreichen würde, die hohen Erwartungen an das Werk einzulösen.<sup>9</sup> Es ist in der Folge dann doch nicht zur befürchteten Schliessung des Materialkorpus gekommen. Die einmal aktiv gewordenen Korrespondenten lieferten weiter ihr Material ein, und es kamen auch grössere selbständige Sammlungen hinzu.

Diesem Typus von selbständigen Projekten, die sich explizit als Beiträge zum werdenden Wörterbuch verstehen, gehören etwa mehrere Arbeiten des in Heidelberg lebenden Juristen Valentin Bühler (1835–1912) zu den Walser Dialekten Graubündens, vorab zu Davos und Obersaxen, an. Den Anfang

macht der erste Band seines ab 1870 in Heidelberg erschienenen mehrteiligen Werks *Davos in seinem Walserdialekt. Ein Beitrag zur Kenntniß dieses Hochthals und zum schweizerischen Idiotikon*.

Wörtersammlungen und grammatische Abrisse mit der Zielsetzung, Materialgrundlagen für das Idiotikon zu liefern, sind in jenen Jahren noch mehrere erschienen, ihre Anzahl hat sich nach dem Publikationsbeginn des Idiotikons sogar noch vergrößert. Ein wichtiger Beitrag dieser Art sei hier wenigstens noch erwähnt: das umfangreiche Hauptwerk *Die Basler Mundart* des Baselbieter Lehrers und Philologen Gustav Adolf Seiler (1848–1936), das sich im Untertitel *Ein grammatisch-lexikalischer Beitrag zum schweizerdeutschen Idiotikon, zugleich ein Wörterbuch für Schule und Haus* nennt. Es ist 1879 erschienen, nach fünfjähriger intensiver Arbeit und unterstützt von zahlreichen örtlichen Mundartkennern und nicht zuletzt auch von Fritz Staub. Mit dem stattlichen Buch, das die Wörter in einen Kontext hineinstellt, die Dialektliteratur bezieht und die Volkskultur breit berücksichtigt sowie nebenbei auch noch eine Grammatik des Baseldeutschen enthält, hat Seiler ein Werk geschaffen und bescheiden als *Beitrag zum schweizerdeutschen Idiotikon* deklariert, das damals seinesgleichen suchte und bis heute einen Meilenstein in der Geschichte der deutschsprachigen Dialektologie darstellt.

Seither sind im Bearbeitungsgebiet des Idiotikons weit über fünfzig einbändige populäre regionale oder lokale Mundartwörterbücher und eine fast ebensolche Zahl von kleinen und grossen und vereinzelt auch sehr umfangreichen ungedruckten, zum Teil auch elektronisch verfügbaren Wörtersammlungen entstanden, die meisten erst in den letzten dreissig Jahren. Nur wenige von ihnen verstehen sich in erster Linie als Beitrag zum Idiotikon; trotzdem sind sie alle Teil seines nach wie vor offenen Quellenkorpus geworden.<sup>10</sup>

Der Aufruf von 1862 inspirierte sogar die literarische Produktion von Mundarttexten – die Mundartliteratur erlebte ihre grosse Entfaltung dann ja erst um und nach 1900; ein frühes Beispiel dafür ist das Büchlein des Zürcher Oberländer Webers, Auswanderungsagenten und Buchhändlers Jakob Senn (1824–1879).

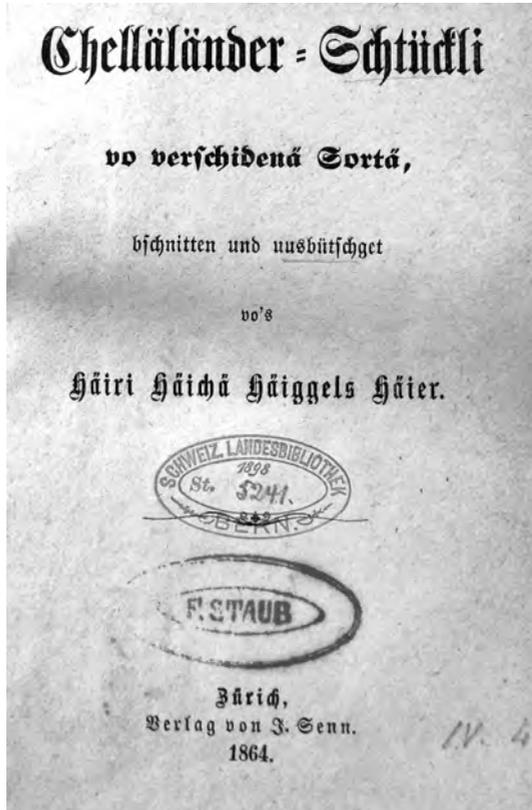


Abb. 4: Titelblatt von Senn 1864

Bereits 1864 publizierte er seine *Chelläländer-Shtückli vo verschiedenä Sortä, bschnitten und uusbütschget vo's Häiri Häichä Häiggels Häier*. Im Vorwort, der *Vorreed zum Läsä*, bringt er seinen Lesern – ebenfalls in Mundart – sogar den Sammelaufwurf der Antiquarischen Gesellschaft umständlich näher:

*Nu, was i wot sägä, iez hät die glich Gsellschaft im Sinn, es Buech z' machchä, wo iedes Wort drinn vorchämm, wie 's i d'r Schwiz gredt werd ... Dorum händ die Mannen es Sändschrüben erloo a die guetä Fründ in allä Kantonnä, das Jedä a sim Ort das Siinigi möcht biitragä und vo dennä verachtetä und verschupftä Wörterä uuf-*

*schriibä, sä vill er chönn verwütschä, und a die Gsell-  
scheft schickä, wo s' dänn scho werd räden und wannä  
bis si 's Güsel älläi und dä Chernen älläi häig. Au ich  
hän äso es Sändschriiben übercho, und do binni iez mit  
mirä Liferig.*

(Senn 1864: 6)

Eine systematische Ausweitung des Quellenkorpus und eine ebenso systematische Vorbereitung von grammatischen und sprachgeographischen Projekten, die das Idiotikon ergänzen sollten, prägte dann ab 1896 die Zeit unter der Leitung von Albert Bachmann: Dieser, seit 1892 Redaktor am Idiotikon, wird nach dem Tod von Fritz Staub 1896 neuer Chefredaktor und im gleichen Jahr Nachfolger des 1895 verstorbenen Ludwig Tobler auf dem Lehrstuhl für germanische Philologie an der Universität Zürich. Wohl inspiriert durch Hermann Pauls lexikographie-theoretischen Forderungen, die dieser in seinem Aufsatz «Über die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie» 1894 formulierte, legt er ab seinem Amtsantritt, und in Widerhandlung zur Forderung des Leitenden Ausschusses, das Werk zielstrebig zum Abschluss zu bringen, mehr Gewicht auf eine umfassende Berücksichtigung aller erreichbaren Quellen und kommt damit der Hauptforderung Hermann Pauls nach.<sup>11</sup> Unter seiner Leitung werden geographische und zeitliche Lücken im Materialbestand geschlossen.

Von Bachmann stammte auch der Plan für die eben jetzt durch die Nationalbibliothek digitalisierte Reihe *Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik*, in der zwischen 1910 und 1941 zwanzig nach junggrammatischen Grundsätzen erarbeitete Ortsgrammatiken im Druck erschienen sind, dazu kamen noch zwei weitere, nur teilpublizierte Arbeiten des gleichen Typs. Die meisten dieser Arbeiten, deren Schwerpunkt bei der Behandlung der Lautverhältnisse lag, waren als Dissertationen an der Universität Zürich unter der Anleitung Bachmanns entstanden. Schon im *Bericht über das Jahr 1905* spricht Bachmann ausführlich über die notwendige Grammatik, die das Idiotikon ergänzen soll, und beklagt sich darüber, dass eine solche nicht schon viel früher, als unverzichtbare Grundlage des Wörterbuchs, erarbeitet worden sei.<sup>12</sup> In den Jahresberichten ab 1907 wird dann jeweils über das Fortschreiten der geplanten Reihe berichtet, und zwar unter der fast vierzig Jahre

lang wiederkehrenden Überschrift: «Ergänzungsarbeiten zum Idiotikon».<sup>13</sup>

Die von Rudolf Hotzenköcherle, dem Begründer und Herausgeber des *Sprachatlases der deutschen Schweiz* herausgegebene Reihe *Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung*, die von 1949 bis 1982 in 24 Bänden erschienen ist, versteht sich als Fortsetzung und direkte Anknüpfung an die bachmannsche Reihe.<sup>14</sup> Auch sie ist (bis Band 23) «in Verbindung mit dem Schweizerdeutschen Wörterbuch» herausgegeben worden. Im Übrigen ist die Zielsetzung der Reihe aber weiter gefasst: Sie enthält neben grammatischen Arbeiten auch solche zur Sprachgeographie, zur Wörter-und-Sachen-Forschung, zur Namenkunde, zu Fachsprachlichem usw. Darunter sind auch mehrere Arbeiten, die nicht rein dem ergänzenden Typ angehören, sondern ihrerseits wieder auf das publizierte und unpublizierte Material des Idiotikons rekurrieren, ich nenne etwa die ausserordentlich materialreiche Dissertation von Kurt Meyer *Die Adjektivableitung im Schweizerdeutschen, Suffixformen* von 1960, für die auch das noch nicht publizierte Material vollständig durchgesehen wurde, oder die grosse bibliographische Gesamtschau *Die schweizerdeutsche Mundartforschung 1800–1959* von Stefan Sonderegger von 1962, die auf einer Sammlung von Rudolf Hotzenköcherle aufbauen konnte und auch vonseiten des Idiotikons materiell geäufnet wurde. Der Band ist denn auch den damaligen Redaktoren des Idiotikons gewidmet, was die enge Verbindung zusätzlich unterstreicht.

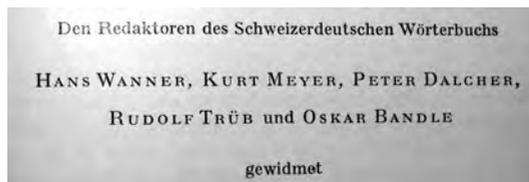


Abb. 5: Widmung in Sonderegger 1962

Auch das 1911 als selbständiges Institut gegründete *Phonogrammarchiv der Universität Zürich* geht auf eine Initiative des Idiotikons bzw. Albert Bachmanns zurück. Es wurde von Bachmann und von Louis Gauchat gegründet, die ersten Kontakte zum schon bestehenden Phonogrammarchiv Wien stellte

der junge Österreicher Otto Gröger 1909 her; 1911 wurde Gröger Idiotikonredaktor und ab 1913 für 23 Jahre technischer Leiter des Phonogrammarchivs.<sup>15</sup> Wie das Fortschreiten der Reihe der «Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik» werden auch die Aufnahmen und die Publikationen des Phonogrammarchivs in den Jahresberichten des Idiotikons über lange Jahre hin unter der Rubrik «Ergänzungsarbeiten zum Idiotikon» detailliert aufgeführt. Anlässlich von Grögers Altersrücktritt aus der Redaktion 1950 schrieb der neue Chefredaktor Hans Wanner im Jahresbericht: «Gröger vieles zu danken hat ferner das Phonogrammarchiv der Universität Zürich, das eigentlich aus dem Idiotikon hervorgegangen ist und mit dem Wörterbuch bis auf den heutigen Tag in fruchtbarem persönlichem und sachlichem Zusammenhang steht.»<sup>16</sup> Die Verbindung zwischen Idiotikon und Phonogrammarchiv geht bis heute weiter. Für die 2012 erschienene Neuedition der für die Landesausstellung 1939 gemachten Tonaufnahmen aus allen Landesteilen, für welche die Texte nun auch ins Hochdeutsche übertragen wurden, war den Bearbeitern der Rat von Idiotikonredaktoren vielfach willkommen.<sup>17</sup> Diese Art der Mitarbeit gehört indessen wieder dem erschliessenden Typus von Arbeiten an; sie kann oft auf Informationen aus dem Wörterbuch zurückgreifen, die aus diesen Aufnahmen selbst stammen und schon vor Jahrzehnten ins Wörterbuch gelangt sind.



Abb. 6: Titelblatt der Neuedition *Stimmen der Schweiz* 2012 des Phonogrammarchivs der Universität Zürich

Zum Verhältnis zwischen dem Idiotikon und dem zweiten Hauptwerk der schweizerdeutschen Dialektologie, dem *Sprachatlas der deutschen Schweiz*, müsste man länger ausholen können. Hier nur so viel: Obwohl der Sprachatlas ein von der Anlage her völlig selbständiges und unabhängig vom Idiotikon initiiertes Unternehmen von Heinrich Baumgartner und Rudolf Hotzenköcherle war, sind die Beziehungen zum Idiotikon während der etwas über fünfzigjährigen Projektdauer immer sehr eng gewesen, im gegenseitigen wissenschaftlichen Austausch und auch personell. Das Originalmaterial ging überdies mit dem Abschluss des Werks in den Besitz des Idiotikons über und ist im Archiv des Idiotikons für die Forschung zugänglich. Der *Kleine Sprachatlas der deutschen Schweiz* mit seinen Kartenkommentaren gehört hingegen wieder dem erschliessenden Typ von Arbeiten an, zumindest was die Mitarbeit oder den Beitrag des Idiotikons und einiger seiner Redaktoren am 2010 erschienenen Werk betrifft. Dessen Herausgeber bemerken dazu: «Die in den reichhaltigen Wortartikeln des Idiotikons enthaltenen Informationen zur Herkunft und Bedeutungsentwicklung der Mundartwörter bilden die

Basis der für den vorliegenden Atlas erstellten Wortkommentare.»<sup>18</sup>

Was die ergänzenden Arbeiten betrifft, darf ein Hinweis auf das Forschungs- und Dienstleistungsprojekt *ortsnamen.ch* nicht fehlen. Dieses ist zwar nicht aus dem Idiotikon heraus entstanden, aber seit 2010 ihm ganz angegliedert. *ortsnamen.ch* ist das Portal der Schweizer Ortsnamenforschung, das alle relevanten Informationen zu diesem Gebiet zusammenträgt und auf aktuellem Stand hält.

Damit wäre eine Auflistung von ergänzenden Arbeiten aber noch lange nicht vollständig, zwei weitere seien zum Schluss wenigstens noch genannt; sie gehören – obwohl ganz verschieden in Art und Anlage – beide hierher: die zahllosen als selbständige Projekte entstandenen Editionen deutscher Texte aus der Schweiz, etwa die *Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen* des Schweizerischen Juristenvereins<sup>19</sup> einerseits und andererseits die umfangreiche Sammlung von Anglizismen im Schweizerdeutschen von Peter Dalcher, eines früheren Chefredaktors des Idiotikons.<sup>20</sup>

## Konklusion

Die beiden hier betrachteten Typen von Arbeiten, die erschließenden und die ergänzenden, haben trotz ihren ganz unterschiedlichen Zielsetzungen zwei wichtige Gemeinsamkeiten: Beide haben sie das Potenzial, die Qualität des Wörterbuchs zu erhöhen – durch dessen Erschließung bzw. dessen Korpuserweiterung –, und beide kosten sie Zeit. Die lange Bearbeitungsdauer unseres Wörterbuchs ist es wiederum, die erst die Voraussetzung für einen positiven Nebeneffekt des Projekts geschaffen hat, denjenigen nämlich, dass dem Idiotikon zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlicher Weise immer wieder eine zentrale Funktion für die Dialektologie und Sprachgeschichtsforschung der deutschen Schweiz zukommen kann. Die Tatsache, dass das Idiotikon auch als Kompetenzzentrum wahrgenommen wird, hängt eng zusammen mit der Kontinuität und der Konstanz der Institution. Die Zentrumsfunktionen des Idiotikons basieren ausserdem nicht nur auf dem gedruckten und noch zu publizierenden Wörterbuch, sondern auch auf den von ihm ausgehenden oder bei ihm ge-

sammelten und archivierten Forschungen, Dokumentationen, Kommentaren und Erschliessungen.

Die Erarbeitung neuartiger, digitaler Zugriffe wird im Sinne der dem ersten Typ angehörenden Erschliessungsarbeiten die nächsten Jahre der Fertigstellung des Wörterbuchs begleiten.<sup>21</sup> Sie eröffnen schon jetzt bisher unbekannte Möglichkeiten der Wörterbuchbenutzung und -auswertung und haben meines Erachtens das Potenzial, neue Kristallisationspunkte für die Erforschung der Mundarten und der älteren Sprache in der deutschen Schweiz zu bilden.

## Literatur

- Börlin, Rolf (1987), *Die schweizerdeutsche Mundartforschung 1960–1982, Bibliographisches Handbuch*, Aarau, Frankfurt am Main, Salzburg: Sauerländer (Reihe Sprachlandschaft, Band 5).
- Bühler, Valentin (1870), *Davos in seinem Walserdialekt, Ein Beitrag zur Kenntniß dieses Hochthals und zum schweizerischen Idiotikon, I. Lexicographischer Theil*, Heidelberg (2. Aufl. 1872).
- Haas, Walter (1981), *Das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Versuch über eine nationale Institution*, hg. von der Redaktion des Schweizerdeutschen Wörterbuchs, Frauenfeld: Huber.
- Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz* (2010), Christen, Helen, Elvira Glaser und Matthias Friedli, (Hg.), Frauenfeld/Stuttgart/Wien: Huber.
- Meyer, Kurt (1960), *Die Adjektivableitung im Schweizerdeutschen, Suffixformen*, Frauenfeld: Huber (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung, Band X).
- Meyer, Kurt (1967), «Über *sehr* im Schweizerdeutschen», in: *Schweizerdeutsches Wörterbuch, Schweizerisches Idiotikon, Bericht über das Jahr 1967*, Zürich, S. 39–58.
- Paul, Hermann (1894), «Über die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie mit besonderer Rücksicht auf das deutsche Wörterbuch», in: *Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Classe der k[öniglich] b[ayerischen] Akademie der Wissenschaften zu München 1894*, S. 53–91.
- Seiler, Gustav Adolf (1879), *Die Basler Mundart (in ihren Abweichungen vom Hochdeutschen), Ein grammatisch-lexikalischer Beitrag zum schweizerdeutschen Idiotikon, zugleich ein Wörterbuch für Schule und Haus*, Basel: Detloff.
- [Senn, Jakob] (1864), *Chelläländer Schtückli vo verschiedenä Sortä, bschnitten und uusbütschget vo 's Häiri Häichä Häigels Häier*, Zürich: Verlag von J. Senn.
- Sonderegger, Stefan (1962), *Die schweizerdeutsche Mundartforschung 1800–1959, Bibliographisches Handbuch mit Inhaltsangaben*, Frauenfeld: Huber (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung, Band XII).

- Staub, Fritz (1868), *Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte, Lese schweizerischer Gebäckennamen. Aus den Papieren des schweizerischen Idiotikons*, Leipzig: S. Hirzel.
- Staub, Fritz (1874), *Die Vokalisierung des N bei den schweizerischen Alemannen*, Halle: Buchdruckerei des Waisenhauses. [Auch erschienen unter dem Titel: «Ein schweizerisch-alemannisches Lautgesetz», in: *Frommanns Deutsche Mundarten* 7 (1877), S. 18–36, 191–207, 333–389]
- Stimmen der Schweiz, Voix de la Suisse, Voci della Svizzera, Vuschs da la Svizra* (2012), in historischen Aufnahmen, hg. für die Landi 1939, neu hg. von Elvira Glaser und Michele Loporcaro, neu bearbeitet von Studer-Joho, Dieter u.a., Frauenfeld: Huber.
- Tobler, Ludwig (1894), «Altschweizerische Volksfeste», in: *Jahrbuch für schweizerische Geschichte* 19, S. 1–40. [Unter dem Titel «Altschweizerische Gemeindefeste» auch erschienen in: Baechtold, J., Bachmann A. (Hg.), *Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde von Ludwig Tobler*, Frauenfeld 1897: Huber, S. 44–78]
- Wanner, Hans (1951), «Hundenamen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts», in: Müller, Karl Friedrich (Hg.), *Beiträge zur Sprachwissenschaft und Volkskunde, Festschrift für Ernst Ochs zum 60. Geburtstag*, Lahr: Moritz Schauenburg, S. 219–223.

## Anmerkungen

- 1 Hektographierter Brief *An die Tit. Verlagshandlung ... Zürich, Ende Dez. 1879* im Archiv des Idiotikons; vgl. dazu auch Haas (1981: 50).
- 2 Besonders bei Sonderegger (1962), Börlin (1987) sowie bei den «Neuerscheinungen zum Schweizerdeutschen» in den Jahresberichten des Schweizerdeutschen Wörterbuchs.
- 3 Staub (1868: 122–130); auch als Separatum *Das Foggenzenbrod* erschienen.
- 4 Wanner (1951: 222).
- 5 Erscheint in *Zeitschrift für deutsche Philologie*.
- 6 *Deutsches Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm, Band 12, 2, 1985/6.
- 7 <http://drs.srf.ch/www/de/drs3/themen/panorama/66982.auf-den-spureneures-namens.html>
- 8 Etwa im *Rechenschaftsbericht des Schweizerischen Idiotikons an die Mitarbeiter, abgestattet von der Central-Commission im Herbst 1868*, Zürich 1869, S. 76 ff.
- 9 *Dritter Jahresbericht über das schweizerdeutsche Idiotikon*, Zürich 1876, S. 3/4.
- 10 Vgl. die Bibliographie *Schweizerdeutsche und benachbarte Mundartwörterbücher* auf der Homepage des Idiotikons:  
[www.idiotikon.ch](http://www.idiotikon.ch) > Literatur > Dialektwörterbücher.
- 11 Vgl. Paul (1894: 54–63, «genügende Ausnutzung der Quellen»).
- 12 *Schweizerdeutsches Wörterbuch, Bericht über das Jahr 1905*, S. 6–13.
- 13 *Schweizerdeutsches Wörterbuch, Bericht über das Jahr 1907*, S. 8/9; die Rubrik erscheint letztmals unter dieser Überschrift im *Bericht über das Jahr 1945*, S. 10.
- 14 Vgl. *Schweizerdeutsches Wörterbuch, Bericht über das Jahr 1951*, S. 4.
- 15 *Schweizerdeutsches Wörterbuch, Bericht über das Jahr 1950*, S. 6.
- 16 *Schweizerdeutsches Wörterbuch, Bericht über das Jahr 1950*, S. 5/6.
- 17 *Stimmen der Schweiz* (2012: 24).
- 18 *Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz* (2010: 261).
- 19 *Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen* (SSRQ), Namens des Schweizerischen Juristenvereins hg. von dessen Rechtsquellenstiftung, 1894 ff. [mit bisher über 100 publizierten Bänden]
- 20 *Anglizismensammlung Peter Dalcher* (ca. 30 Karteikästen und weitere Materialien im Archiv des Idiotikons).
- 21 Vgl. dazu den Beitrag «Fortschreitende Digitalisierung: Neue Zugriffe auf das Idiotikon» von Hans Bickel in diesem Sammelband.

# *Tüpfli, Cheib und Obsi<sup>ch</sup>schnörren<sup>n</sup>:* Das Idiotikon als Schlüssel zum Deutschschweizer Menschenbild

*Helen Christen*

«Was sagt die dem Menschen wesentliche Sprache über das Sprachwesen Mensch aus?» Diese Frage stellt Braun (1997: 1) an den Anfang seiner Monographie zu den «etwa 15 000 Personenbezeichnungen, die, alphabetisch zwischen ‚Aalfischer‘ und ‚Zyniker‘ angeordnet, inhaltlich einen wesentlichen Sinnbezirk des deutschen Wortschatzes repräsentieren» (Braun 1997: 9). Als Appellativa dienen Personenbezeichnungen in erster Linie dazu, auf Menschen – kategorisierend und charakterisierend – zu verweisen; gleichzeitig sind die im Wortschatz zur Verfügung stehenden Personenbezeichnungen immer auch sprachliche Verfestigungen sich wiederholender, gleicher Bezeichnungsbedürfnisse: die *Lafere<sup>n</sup>* (f. III, 1109 Schwätzerin)<sup>1</sup>, der *Müti* (m. IV, 570 u.a. ein ungesprächiger, mürrischer, missmutiger Mensch) – und viele weitere Personenbezeichnungen aus dem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache (1881 ff.) (nachfolgend: Idiotikon) – geben beispielsweise Grund zur Annahme, dass das falsche Mass beim Reden, zu viel oder zu wenig sprechen, im Deutschschweizer Kontext von besonderer Relevanz ist. Dabei ist hier weniger die Sapir-Whorf-Hypothese sprachlicher Relativität angesprochen, sondern vielmehr die nahe liegende Annahme, «that particular languages tend to lexicalize those distinctions of meaning which are important and most frequently drawn in the cultures in which the language in question operate» (Lyons, zit. nach Batliner 1981: 314). Betrachtet man überdies die Grammatik als Resultat sozialer Interaktion – «Grammatik ist geronnener Diskurs» (Haspelmath 2002: 270) –, so vermögen auch grammatische Regularitäten von Personenbezeichnungen, etwa deren grammatisches Geschlecht oder deren spezifische Wortbildungsmittel, etwas über das «Sprachwesen Mensch» zu verraten.

In Anlehnung an das Motto der Frühjahrestagung 2008 der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften «Das Idiotikon. Schlüssel zu unserer sprachlichen

Identität und mehr» sollen im Folgenden die zahlreichen Personenbezeichnungen, die im Idiotikon verzeichnet sind, denn (auch) als Schlüssel zu sozialen Normen und Werthaltungen gesehen werden.

Im Idiotikon findet man – genauso wie in Wörterbüchern zur Standardsprache – sog. lexikalisierte Personenbezeichnungen, Lexeme also, die in einer Gemeinschaft gängig und damit keine individuellen Ad-hoc-Bildungen (mehr) sind. Schon im Jahre 1863 hatte Ludwig Tobler reinen Gelegenheitsbildungen eine Aufnahme ins Idiotikon verwehrt: «Ausgeschlossen bleiben sollen Wörter und Formen, die noch täglich von Einzelnen gewagt und vom Volk verstanden werden, ohne doch in allgemeinem Gebrauch zu sein» (zitiert nach Haas 1981: 41). Erst diese lexikographische Praxis garantiert, dass das in einer Sprechergemeinschaft Übliche, nicht jedoch alles in einem Sprachsystem Mögliche Eingang ins Wörterbuch findet. Freilich dürfte das Abwägen, ob eine Personenbezeichnung zum kollektiven Wortbestand gehört oder nicht, oftmals heikel sein.

### **Einfältige Menschen, schmutzige Kerle und zänkische Weibspersonen**

Als übliche und fest gewordene Personenbezeichnungen weist das Idiotikon Lexeme aus wie *Manne<sup>n</sup>volch* (n. I, 804), *Tochter* (f. XII, 395) oder (*Wib* (n. XV, 138), deren Inhalt über das Merkmal ‚menschlich‘ hinaus wenig mehr hergibt als die Angabe des natürlichen Geschlechts der so Bezeichneten; überdies gibt es Personenbezeichnungen wie *Spängler* (m. X, 364) oder *Kilchenwelber* (m. XV, 1419 wer eine Kirche mit einem Gewelb versieht), die auf die berufliche Tätigkeit des Bezeichneten verweisen; andere fokussieren auf die gesellschaftliche Stellung wie *Patrizier* (m. IV, 1807 Angehöriger der (ehemals) regierungsfähigen Geschlechter der Städte [...]) oder auf gewohnheitsmäßige Tätigkeiten oder Vorlieben wie *Epfeltoni* (m. XIII, 264 Knabe, der gerne Äpfel isst) usw. Überdies finden sich zahlreiche Personenbezeichnungen, die eine Charaktereigenschaft, das Aussehen, intellektuelle Kapazitäten oder ein bestimmtes Verhalten der Bezeichneten herausgreifen (zu semantischen Klassen von Personenbezeichnungen vgl. Braun 1997).

Um einen Einblick in die inhaltlichen Merkmale zu erhalten, die in schweizerdeutschen Personenbezeichnungen überhaupt verfestigt sind, wurde eine Stichprobe von 288 Personenbezeichnungen aus den vorliegenden 15 Bänden und den ausgelieferten Faszikeln des 16. Bandes des Idiotikons gezogen.<sup>2</sup> Mit dieser geringen Zahl sind keinerlei Ansprüche an eine korpusbasierte, statistische Auswertung des Bestandes an Personenbezeichnungen im Idiotikon zu befriedigen. Vielmehr sollen die nachfolgenden Ausführungen dazu dienen, Fragen aufzuwerfen und vertiefende Bearbeitungen anzuregen.<sup>3</sup>

Die inhaltlichen Merkmale der Personenbezeichnungen sind über ihre Bedeutungsangaben im Wörterbuch greifbar: Was sich banal anhört, erweist sich als keineswegs unproblematisch. In den Interpretamenten von Lemmata werden die Bedeutungen von aktuellen und abgegangenen Lexemen explizit gemacht, Bedeutungen, die sich im Laufe der über hundert Jahre andauernden Wörterbucharbeit jedoch verändert haben können. Da es zudem keine definierte, objektive Metasprache gibt, die diesen Inhalten gerecht werden könnte, sondern die Alltagssprache Eingang in die Interpretamente findet, werden die Bedeutungsangaben ihrerseits zu sprachlichen und ideologischen Zeitzeugen. Wenn das Idiotikon Interpretamente der älteren und jüngeren Lexikographie oder solche von Korrespondenten als Zitate hervorheben will und diese mit einfachen Anführungszeichen markiert (zu *Rauber* m. VI, 34 ‚Einer, der gemeinhin Etw. wegzwickt‘ als Zitat von Jakob Joseph Matthys), solche aus Franz Josef Stalders Idiotikon mit doppelten Anführungszeichen (zu *Schaude*<sup>n</sup> f. VIII, 193 „eine gute einfältige Weibsperson“) und jene der Redaktoren ohne Markierung wiedergibt (zu *Hosche*<sup>n</sup> f. II, 1758 unsäuberliche, unordentliche Weibsperson), so werden zumindest drei verschiedene Schichten im Rahmen der lexikographischen Möglichkeiten ausgewiesen. Die unterschiedlichen lexikographischen Verfahren, welche die Inhalte von Personenbezeichnungen entweder durch Umschreibungen von Eigenschaften (*Lamāschi* m. I, 467 fauler oder langsamer Mensch) oder Handlungen (*Täubeler* m. XII, 88 wer [im Fieber] irre redet; wer schnell zornig wird) oder bisweilen durch ein standarddeutsches Synonym (*Raffleri*<sup>n</sup> f. VI, 641 Plaudertasche) erfassen, mögen dabei einerseits den verschiedenen Inhaltsstrukturen und andererseits dem Vorhandensein

passgenauer standarddeutscher Äquivalente geschuldet sein, sind aber vielleicht zum Teil auch mit individuellen oder dem zeitlich bedingten wissenschaftlichen Verständnis von Lexikographen verbunden.

Trotz diesen Umständen, die einen Vergleich der einzelnen Bedeutungsangaben beträchtlich erschweren, sind die Interpretamente der 288 Personenbezeichnungen auf inhaltliche Dimensionen hin besehen worden. Die zweifellos herausragendste inhaltliche Dimension, die bei deutschen Personenbezeichnungen eine Rolle spielt, ist deren Geschlechts(un)spezifik. Da aber die Merkmale ‚männlich‘, ‚weiblich‘ und ‚geschlechtsunspezifisch‘ bereits die Auswahl bei der Stichprobe geleitet haben, fallen sie hier nicht in Betracht, erlauben aber Aussagen über Regularitäten, die sich bei diesen drei grundlegenden inhaltlichen Klassen allenfalls zeigen.

Als Erstes kann festgestellt werden, dass es sich bei den ausgewählten Personenbezeichnungen in überwältigender Mehrheit um Wörter handelt, die eine negativ wertende expressive Bedeutung tragen (zur Unterscheidung von konnotativer und expressiver Bedeutung vgl. Löbner 2003). Dies ist weniger mit der Quellenlage des Idiotikons zu erklären, als vielmehr mit dem Sachverhalt, dass generell eher negative als positive menschliche Eigenschaften in feste Personenbezeichnungen eingehen. So lässt die für Graubünden belegte Personenbezeichnung *Hêrochs* (m. I, 76 der stärkste Mann des Dorfes, besonders wenn er seine Kraft in Raufhändeln geltend macht) erahnen, dass menschliche Eigenschaften sich vor allem dann zu charakterisierenden Personenbezeichnungen verfestigen, wenn die vorerst positive Normabweichung ins Negative umschlägt. Von den «Bezeichnungen für Menschen», die etwa dem Senslerdeutschen Wörterbuch (Schmutz, Haas 2000) als Anhang beigegeben sind, umfassen die neutralen und kosenden Bezeichnungen eine knappe vierspaltige Druckseite, die abschätzigen Bezeichnungen dagegen füllen fast drei vierspaltige Druckseiten. Das Inventar an negativ wertenden Personenbezeichnungen erlaubt linguistische Abhandlungen (zu Schimpfwörtern vgl. Schrambke 2002; Lötscher 1993; Frei 1981, zur Pejoration von Personenbezeichnungen vgl. Müller 1953), während sich solche zu positiv wertenden Bezeichnungen offenbar aufgrund geringen Auftretens nicht ergeben.

Sucht man in den 288 Interpretamenten nach den metasprachlich mehrfach verwendeten qualifizierenden Wörtern, so handelt es sich um eine Reihe von Adjektiven<sup>4</sup>, die auf folgende Dimensionen Bezug nehmen:

**Aussehen:**

*dick (13), klein (12), alt (11), jung (10), gross (8), fett (6), mager (5), hässlich (4), lang (3), hager (3), schwächlich (3), plump (3)*

**Intellekt:**

*einfältig (21), dumm (16), närrisch (2), blödsinnig (2)*

**Charakter und Verhalten:**

*langsam (16), unordentlich (14), faul (9), liederlich (8), roh (8), träge (8), zänkisch (7), unreinlich (7), eigensinnig (6), böse (6), nachlässig (6), lebhaft (6), stark (6), gutmütig (5), schwerfällig (5), ungeschickt (5), lustig (4), schmutzig (4), schlampig (4), mürrisch (4), unsauber (4), schwatzhaft (4), halsstarrig (2), gemein (2), kindisch (2), weibisch (2)*

Mögen die Häufigkeiten bestimmter metasprachlich verwendeter Adjektive angesichts der geringen Zahl ausgewählter Personenbezeichnungen nur beschränkte Aussagekraft haben, so lesen sie sich doch wie ein Panoptikum menschlicher Eigenschaften, mit denen sich Personen ausserhalb von herrschenden sozialen Normen bewegen. Ins Auge fällt, dass Unordentlichkeit und mangelnde Reinlichkeit besonders oft Eingang in Personenbezeichnungen finden. Während *alt* und *jung* als semantisch neutrale Kategorisierungen gelten können, sind *lustig*, *gutmütig*, *lebhaft* und sogar *stark* u.U. insofern ambivalent, als ihnen eine gering- oder wertschätzende Komponente zukommen kann. Kaum zufällig dürfte sein, dass bei gleicher Zahl an männlichen, weiblichen und geschlechtsunspezifischen Personenbezeichnungen<sup>5</sup> bestimmte Adjektive ausschliesslich oder mehrheitlich in Interpretamenten zu weiblichen Personenbezeichnungen erscheinen, nämlich *zänkisch* 5/5, *unordentlich* 11/13, *böse* 5/6, *liederlich* 5/8. Umgekehrt finden sich keine Qualifizierungen, die bevorzugt in männlichen Personenbezeichnungen vorkommen. Es ist nicht ganz

unerwartet, dass sich die gesellschaftlichen Stereotypisierungen der Geschlechterrollen in den fest gewordenen Personenbezeichnungen manifestieren. In den negativ wertenden Bezeichnungen zeichnen sich die Erwartungen an eine Frau ab, die – ist sie friedfertig, ordentlich, lieb und brav – den Normen gerecht wird. Dass bei den weiblichen Personenbezeichnungen andere Merkmale lexikalisiert sind als bei männlichen, hat Schrambke (2002) vor dem Hintergrund der Erhebungsdaten des Südwestdeutschen Sprachatlas eindrücklich aufgezeigt, wo sie eine frauen- und mänderspezifische inhaltliche Verteilung von Schimpfwörtern nachgewiesen hat. Auch Löttscher (1980: 33) schreibt in seiner Monographie «Lappi, Lööli, blöde Siech» von einer «ganzen Anzahl von recht abschätzigen Schimpfwörtern, die speziell für Frauen geprägt sind» und in denen die Frauen als dumm und beschränkt erscheinen, kaum aber – wie dies bei Männerbezeichnungen vorkommt – als geistig durchtrieben und schlau. Dies bestätigt auch ein Blick in die Dissertation von Frei (1981), «Die Frau», wo in Scherz-, Schimpf- und Spottnamen Eigenschaften wie Einfältigkeit, Unbeholfenheit und Gutmütigkeit lexikalisiert sind, die zwar eine «teilweise Vermischung mit Charakterzügen und Gemütswerten» (Frei 1981: 94) zeigen, sich aber – wie Frei ausführt – immer auch auf eine besondere Ausprägung intellektueller Schwäche beziehen.

Der Sachverhalt einer mutmasslichen Geschlechtsspezifität soll nun über die Semantik der Personenbezeichnungen hinaus auch den Blickwinkel auf formale Regularitäten der ausgewählten Bezeichnungen bestimmen, wobei zuerst semantische Übertragungen und danach verschiedene Wortbildungsverfahren thematisiert werden.

### Von der *Hächle*<sup>n</sup> und dem *Brällochs* – das grammatische Geschlecht als ordnende Hand?

Vergleiche von (vermeintlichen) Eigenschaften und Verhaltensweisen von Tieren oder Sachen mit denjenigen von Menschen führen zu zahlreichen Personenbezeichnungen, die – nicht nur in Dialekten und nicht nur im Deutschen – äusserst verbreitet sind (Braun 1997: 120ff.). Bei den schweizerdeutschen Personenbezeichnungen, die aus metaphorischen Übertragungen von Tier- oder Sachbezeichnungen entstanden sind, weist das Idiotikon sowohl geschlechtsunspezifische als auch geschlechtsspezifische aus: In den Interpretamenten für *Brällochs* (m. I, 76), *Hengst* (m. II, 1450) und *Cheib* (m. III, 101) steht *Mensch*, bei *Hüsdrache*<sup>n</sup> (m. XIV, 245) *Chil<sup>ch</sup>e<sup>n</sup>leitere<sup>n</sup>* (f. III, 1498), *Rëff* (n. VI, 646), *Tröschle*<sup>n</sup> (f. XIV, 1370) und *Schnëpf* (f. IX, 1256) steht *Frau*, *weibliche Person*, *Weibsperson* o.Ä. Bei *Süsiwind* (m. XVI, 523) findet sich ‚*Bursche*‘, bei *Wolf* (m. XV, 1556) u.a. *Schürzenjäger*<sup>6</sup> in der Bedeutungsangabe. Es deutet sich an, dass vor allem solche Tierbezeichnungen zu weiblichen Personenbezeichnungen werden, die feminines Genus haben (dies nicht ohne Ausnahmen, vgl. *Hüsdrache*<sup>n</sup>, m.). Auch bei Übertragungen von Geräte- oder Sachbezeichnungen scheint das grammatische Geschlecht des Ausgangswortes eine Rolle zu spielen: Feminina wie *Chil<sup>ch</sup>e<sup>n</sup>leitere<sup>n</sup>*, *Hëchle*<sup>n</sup> (f. II, 970), *Gigelisuppe*<sup>n</sup> (f. VII, 1236) und auch Neutra wie *Rëff* sind hier möglich. Bei den Übertragungen, aus denen männliche Personenbezeichnungen resultieren, wie *Süsiwind* oder *Wolf*, handelt es sich fast ausnahmslos um Gattungswörter mit maskulinem Genus.

Bei den allermeisten Übertragungen mit maskulinem Ausgangswort steht in den Interpretamenten jedoch *Mensch* oder *Person*, das Idiotikon weist sie somit als geschlechtsunspezifische Personenbezeichnungen aus, so etwa *Brällochs* (m. I, 76 verächtliche Bezeichnung eines Menschen, der leicht ins Weinen gerät), *Hengst* (m. II, 1450 u.a. übertragen auf Menschen von heftigem, ungestümem Temperament), *Stier* (m. XI, 1226 dummer, grober, halsstarriger Mensch) und *Cheib* (m. III, 101 gemeiner, roher Schimpfname für einen verhassten Menschen); bei *Hengst*, *Brällochs* und *Stier* handelt es sich sogar um maskuline Tierbezeichnungen, die überdies das semantische Merkmal ‚männlich‘ tragen. Taugen diese Wörter

tatsächlich als geschlechtsunspezifische Personenbezeichnungen? Lötscher (1981: 33) zieht in diesem Zusammenhang in Erwägung, dass zwar viele negativ wertende Personenbezeichnungen auf Frauen und Männer bezogen werden könnten, mit der Einschränkung, dass dies bei «Wörter[n], die deutlich der Männerwelt entstammen oder deren grammatisches Geschlecht maskulin ist, weniger gut denkbar ist». Es ist also die Frage zu stellen, ob eine Bezeichnung wie *Hengst* oder *Stier* nicht doch in erster Linie auf Männer bezogen wird und auch die deskriptive Bedeutung ‚männlich‘ trägt.

Insgesamt deutet sich an, dass die Lexemklassen, die durch die drei Genera gebildet werden, eine Ordnung etablieren, die dann, wenn es zu Übertragungen auf Personenbezeichnungen kommt, eine entscheidende Rolle spielen.<sup>7</sup> Mit geeignetem psycholinguistischem Instrumentarium wäre der empirische Nachweis zu liefern, dass sich in den schweizerdeutschen Personenbezeichnungen ein bedeutungshaltiges Genuskonzept zeigt, das Feminina und Neutra vorrangig auf weibliche, Maskulina vorrangig auf männliche resp. geschlechtsunspezifische Personenbezeichnungen metaphorisch überträgt.<sup>8</sup>

Die sog. Possessivkomposita, die – wie *Trotzkopf* oder *Hasenfuss* – im eigentlichen oder übertragenen Sinne verdeutlichen, worüber eine Person verfügt, scheinen geringeren Beschränkungen zu unterliegen. Bei solchen metonymischen Possessivkomposita weist das Idiotikon auch feminine Ausgangswörter aus, die zu männlichen Personenbezeichnungen geworden sind, wie *Obsi<sup>ch</sup>schnörre<sup>n</sup>* (f. IX, 1278 nach oben gerichtete Nase, Stumpfnase, eine Person mit solcher Nase; auch uneigentlich, hochmütiger Kerl). Oder aber Feminina werden als geschlechtsunspezifisch ausgewiesen wie *Linggitatz* (f. XIII, 2261 «Person, welche die linke Hand so zu gebrauchen gewohnt ist als eine andere die rechte»).

Betrachtet man eine Übertragung als verkürzten Vergleich («Anna ist wie eine Schnepf»), so wird ersichtlich, dass bei metaphorischen Übertragungen – nicht jedoch bei metonymischen Possessivkomposita – das Tertium comparationis offenbar jene Bedeutungsmerkmale sind, die gleichermaßen mit dem grammatischen Geschlecht und dem natürlichen Geschlecht verbunden werden.

## Der *Schnüfeler*<sup>9</sup> und die *Schnüfle*<sup>n</sup> – Ableitungen und natürliches Geschlecht

Ein deutlicher Zusammenhang von grammatischem und natürlichem Geschlecht zeigt sich nun aber insbesondere bei den abgeleiteten Personenbezeichnungen, jenen Lexemen also, die mithilfe von Wortbildungsmitteln geschaffen wurden. Personenbezeichnungen im Idiotikon, die auf Ableitungen zurückgehen, lassen erkennen, welche Suffixe im Schweizerdeutschen zur Verfügung standen und vielfach bis heute stehen. Zum Verb *bladeren* (V, 15 reden, schwatzen, plappern) weist das Idiotikon folgende Personenbezeichnungen aus: *Bladere*<sup>n</sup> (f. V, 16 plapperndes Weib), *Bladeri*<sup>n</sup> (f. V, 16 ‚Lingulaca, eine Schwätzerin‘), *Bladerer* (m. V, 16 Schwätzer, ‚Plauderer‘), *Bladeri* (m. V, 16 = Bladerer).<sup>10</sup> Die Suffixe *-e*<sup>n</sup> und *-eri*<sup>n</sup>, die weibliche Personenbezeichnungen bilden, gehen mit femininem Genus einher; die Suffixe *-er* und *-i* für männliche oder geschlechtsunspezifische Personenbezeichnungen sind an maskulines Genus gekoppelt. Die hier ausgewiesenen Wortbildungssuffixe haben durchaus noch produktiven Charakter und werden in Mundart-Grammatiken beschrieben (z.B. Weber 1987; Marti 1981; Fischer 1960; Suter 1976). Zu Lexemen wie *Stagere*<sup>n</sup> (f. X, 1486) oder *Strize*<sup>n</sup> (f. XI, 2468) (mit maskulinen Entsprechungen *Stageri* m. X, 1486 und *Strizi* m. XI, 2468) schreibt Szadowski (1918: 132) in seiner Abhandlung zu den Nomina Agentis im Schweizerdeutschen: «Sehr reich und lebenskräftig ist in manchen Gegenden der Typus der persönlichen Feminina. Doch bezeichnen die zugrunde liegenden Verba meist ein erbärmliches, tadelnswertes, ärgerliches, lächerliches Tun – wie bei den i-Masc., denen oft ein solches schwaches Femininum zur Seite gestellt wird und umgekehrt.» Als sprachhistorische Ausgangsformen für die *-e*-Feminina und die *-i*-Maskulina sind im ersten Fall ahd. Lexeme auf *-a* anzusetzen, im zweiten Fall geht das Wortbildungssuffix wohl auf die Diminutivendung *-in* zurück, die eigentlich – wie bei Verkleinerungen üblich – neutrales Genus erwarten lässt. Dass Personenbezeichnungen auf *-i* (*Tilderi* m. XII, 1717, *Bladeri* m. V, 16, *Schluderi* m. IX, 90) jedoch maskulines Genus haben können, erklärt Odermatt (1904: 72) damit, dass «bei persönlichen Appellativen das natürliche Geschlecht leicht den Sieg davontragen konnte, wie bei den Personennamen». Diesen

Sieg tragen bei näherem Besehen allerdings vor allem die männlichen Personenbezeichnungen davon, gibt es doch auch *-i*-Ableitungen für weibliche Personenbezeichnungen, bei denen das neutrale Genus gerade beibehalten wird (so z.B. bei *Tüpfli* n. XIII, 993, *Huri* n. II, 1582, *Raschi* n. VI, 1461). Diese neutrale Genuszuweisung ist auch bei weiblichen Vornamen und Verwandtschaftsbezeichnungen wie *(d)s Vreni*, *(d)s Mami* verbreitet und dort keineswegs an die *-i*-Endung gekoppelt (*[d]s Anna*) (vgl. Christen 1998; Fischer 1960: 466f.; Suter 1976: 203; Weber 1987: 333).<sup>11</sup> Aus dieser Eigentümlichkeit, dass das *-i*-Suffix bei männlichen Bezeichnungen eine Anpassung des ursprünglichen Genus an das natürliche Geschlecht auslöst, bei weiblichen Bezeichnungen aber kein Genuswechsel stattfindet, resultiert als bemerkenswerter Nebeneffekt ein sog. Differentialgenus: In der Stadt Bern stehen sich innerhalb desselben Dialekts *Pfusi* (m. V, 1191 fetter, besonders pausbakiger Mensch) und *Pfusi* (n. V, 1192 aufgedunsenes Weibsbild) gegenüber. Die Existenz eines derartigen Differentialgenus wird auch im grammatischen Register zum Idiotikon bei *Hudi* (m. n. II, 1001 für Schwyz), *Hotschi* (m. n. II, 1799 für Luzern), *Miggi* (m. n. IV, 123 für Lenzburg), *Mauschi* (m. n. IV, 503 für Solothurn) und sogar bei Simplizia wie *Moff* (m. n. IV, 93 für das Emmental) und *Bel* (m. n. IV, 1158 für das Emmental) ausgewiesen.<sup>12</sup> Der Sachverhalt, dass sich (zumindest einige wenige) weibliche von männlichen Personenbezeichnungen durch nichts anderes als das Genus unterscheiden, hat möglicherweise gar den Rang einer Exklusivität innerhalb der deutschen Sprache.<sup>13</sup>

Dass die maskulinen Personenbezeichnungen auf *-i* – wie Odermatt vermutet – das Ergebnis einer Sexus-Genus-Angleichung sind, wird auch von Szadrowski (1918: 93) erwogen, der dann folgerichtig die vielen abgeleiteten Maskulina auf *-i*, die laut Idiotikon geschlechtsunspezifisch sind, als sekundäre Übertragungen beurteilt: «Der Gebrauch solcher masc. Nom. Ag. ist nicht auf die Bezeichnung männlicher Wesen eingeschränkt. Doch glaube ich, dass sie nur in diesem Sinne selbständig gebildet werden, dass bei der Anwendung auf Weiber und Kinder Übertragung vorliegt, und auf jeden Fall ist festzustellen, dass die (offenbar einzig ursprüngliche und selbständige) Verwendung mit Übereinstimmung zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht weitaus am reichsten wuchert.»

Allerdings übergeht auch er den Umstand, dass bei weiblichen Personenbezeichnungen auf *-i* diese Übereinstimmung gerade nicht angestrebt wird. Corbett (1991: 100f.) beschreibt vergleichbare Erscheinungen in südpolnischen Dialekten um Krakau, die in einem Zusammenhang stehen mit «a particular type of morphological formation; instead of the semantic assignment rule (nouns denoting females are feminine) overriding the morphological rule, as is normally the case, the gender consistent with the morphology was retained.»<sup>14</sup> Warum sich jedoch die morphologisch bedingte Genuszuweisung bei weiblichen Personenbezeichnungen halten kann, lässt auch Corbett offen. Eine Erklärung für das neutrale Genus bei weiblichen Personenbezeichnungen lässt sich allenfalls vonseiten einer kognitiven Linguistik lakoffscher Prägung erhoffen, der etwa Köpcke, Zubin (2003: 154) verpflichtet sind. Diese gehen in Bezug auf Personenbezeichnungen von Folgendem aus: «Neut-gender nominals are not randomly distributed and have formed a cluster in the lexicon with some modest productivity.» Sie vermuten, «that there is a background metonymic model embodying a socio-cultural stereotype of (sexual) innocence, social naiveté, dependent social status, etc., associated with a class of neut-gender nominals referring to human females» (Köpcke, Zubin 2003: 150). Das datenreiche Idiotikon bietet sich für die zukünftige Genus-Forschung geradezu an, um entsprechende Hypothesen am Inventar weiblicher Personenbezeichnungen mit femininem resp. neutralem Genus zu überprüfen. Um abgeleitete weibliche Personenbezeichnungen mit femininem Genus handelt es sich nicht nur bei den oben erläuterten Feminina auf *-e* oder *-(er)i<sup>n</sup>*, sondern auch bei den femininen Entsprechungen zu maskulinen Personenbezeichnungen auf *-el*, deren sprachhistorische Herkunft im Einzelnen nicht immer gesichert ist, da sie auf verschiedene Suffixe zur Bildung von Diminutiva, Nomina agentis und Nomina instrumenti zurückgehen. Es gibt sowohl maskuline (zu ahd. *-ilo*, z.B. nhd. *Spachtel* m.) als auch feminine (zu ahd. *-ila*, z.B. nhd. *Gabel* f.) *-el*-Bildungen (Henzen 1965: 155). Das Idiotikon weist beispielsweise zum Wort *Tunsch* (m. XIII, 739 [weibliche] Puppe aus Lumpen) – als Belege aus Stalder – sowohl die maskuline Ableitung *Tunschel* (m. XIII, 739) als auch das abgeleitete persönliche Femininum *Tunschle<sup>n</sup>* (f. XIII, 739) aus. Solchen Feminina spricht Odermatt (1904: 84) – zumindest für die Nid-

waldner Mundart des beginnenden 20. Jahrhunderts – jede Produktivität ab; stattdessen betrachtet sie die *-el*-Maskulina als geschlechtsunspezifische Personenbezeichnungen.<sup>15</sup> In Anbetracht der westschweizerischen Eigennamen-Ableitungen vom Typ *Käthle, Bärble, Steffle* (zu *Katharina, Barbara, Stefanie*) ist wohl dazu noch nicht das letzte Wort gesprochen – insbesondere da sich auch hier anbietet, der Semantik der femininen Ableitungssuffixe nachzugehen und zu überprüfen, ob die Genus-Sexu-Kongruenz bei weiblichen Personenbezeichnungen gar «mit auffällig verächtlicher Bedeutung» (Fischer 1960: 468; vgl. auch Marti 1985: 199) einhergehen kann.

Die Genuszuweisung erweist sich auch in den schweizerdeutschen Personenbezeichnungen «at least partially non-arbitrary» (Hellinger, Bußmann 2001: 3). Die im Unterschied zur deutschen Standardsprache weit zahlreicheren weiblichen Personenbezeichnungen mit neutralem Genus – seien sie aus metaphorischen Übertragungen oder aus Wortbildungen entstanden – lassen dabei die Vermutung anstellen, dass es bei den weiblichen Personenbezeichnungen zwei semantisch motivierte Genusklassen geben könnte, die dann beim Bezug auf Frauen unterschiedliche inhaltliche Perspektivierungen ermöglichen.

Wie bereits ausgeführt ist es nicht Sache eines Wörterbuchs, die potenziell «möglichen und wuchernden» Wortbildungen auszuweisen, sondern es hat die tatsächlich genutzten anzuführen. Und so erstaunt es kaum, dass zu einem Grundwort längst nicht immer Ableitungspaare mit einer weiblichen und einer männlichen resp. geschlechtsunspezifischen Personenbezeichnung ausgewiesen sind – zu *Schluechti* (m. IV, 80 zur Nachtzeit herumstreifender Bursche) oder zu *Tromi* (m. XIV, 1016 dicker, fetter Knabe oder Mann) ist keine weibliche Entsprechung verzeichnet; aus sachlichen Gründen fehlt zur *Waggleri*<sup>n</sup> (f. XV, 982 Prostituierte) ein Pendant *Waggler*. Zu *Wiggeler*<sup>n</sup> (f. XV, 1023 kecke, vorlaute, schwatzhafte, hässliche, eigensinnige Frau oder Mädchen) ist kein *Wiggel* ausgewiesen. Und auch die *Tschudere*<sup>n</sup> (f. XIV, 1696 Schwätzerin, Plaudertasche) bleibt im Wörterbuch ohne männliche Entsprechung. Auf der Ebene der fest gewordenen Wortbildungen scheinen sich geschlechtsabhängige Bezeichnungsbedürfnisse und -gewohnheiten zu offenbaren. Aber nicht nur dies; man könnte erwarten, dass die Inhaltsangaben – abgesehen von der Angabe des

natürlichen Geschlechts – identisch sind, die Lexikographen also leichtes Spiel haben und bei den Interpretamenten immer verfahren können wie bei *Tunschel* (m. XIII, 739 „plumpe, dickleibige männliche Person“) und *Tunschle*<sup>n</sup> (f. XIII, 739 „plumpe, dickleibige Weibsperson“). Häufig stimmen die Interpretamente nicht völlig überein, wie bei den Ableitungen *Tildere*<sup>n</sup> (f. XII, 1717 Nomen agentis zu *tilderen*, „lustige Weibsperson“) und *Tilderi* (m. XII, 1717f. Nomen agentis zu *tilderen*, langweiliger Schwätzer, Dummkopf). Wie sind diese, wenn auch geringen, Unterschiede zu erklären? Einerseits weist das Wörterbuch die männliche und die weibliche Personenbezeichnung, die aus demselben Grundwort abgeleitet sind, oftmals für unterschiedliche Orte aus, so dass sich – örtlich getrennt – leicht unterschiedliche Bedeutungen etabliert haben können. Andererseits können sich aber auch – wie in der Bündner Herrschaft und im Prättigau bei den Ableitungen zu *brumme*<sup>n</sup> – im gleichen Dialektgebiet leicht unterschiedliche, geschlechtsabhängige Bedeutungen herausgebildet haben (*Brummler*: brummiger, mürrischer, tadel-, zanksüchtiger Mensch; *Brummleri*<sup>n</sup>: tadelsüchtige, zänkische Weibsperson).

### Lexikographen als (sprachliche) Zeitzeugen

Lexikographen sind Kinder ihrer Zeit, womit letztlich nicht ausgeschlossen werden kann, dass sie (und gleichermassen die Korrespondenten des Idiotikons) in ihre Interpretamente stereotypische und kulturell geprägte Vorstellungen einfließen lassen – und eine Eigenschaft wie ‚*brummig*‘ für weibliche Personen vielleicht für unpassend erachten.<sup>16</sup>

Die von den Lexikographen verwendete Metasprache ist ihrerseits linguistisch nicht unergiebig, da sie gleichsam als Zeitzeugin eines bestimmten Sprachgebrauchs fungiert. So lässt sich mithilfe der Interpretamente nachzeichnen, wie die Lexeme *Weib*, *Weibsperson*, *Weibsbild*, *Frauenzimmer* in den ersten Bänden als stilistisch unmarkierte Personenbezeichnungen genutzt wurden, wie diese später zuerst zusammen mit *Frauensperson* vorkommen, wie diese von den heutigen Redaktoren jedoch nur noch in Zitaten verwendet und durch *Frau* abgelöst werden. Die *Dirne* wird in den Interpretamenten im Laufe der Bearbeitungszeit durch *Prostituierte* ersetzt; und

neuerdings gibt es im Idiotikon auch *Jugendliche*, wo sich frühere Redaktoren eher für die Bezeichnung *Jungvolk* entschieden haben.<sup>17</sup>

Der Tendenz, natürliches und grammatisches Geschlecht in Übereinstimmung zu bringen, scheinen nun auch die Lexikographen selbst zu unterliegen. Dies deutet sich zumindest im Gebrauch von Personenbezeichnungen in Interpretamenten der folgenden Art an: Bei *Waffle*<sup>n</sup> (f. XV, 652 schwatzhafte Person, Plaudertasche) oder *Gagele*<sup>n</sup> (f. II, 138 unruhige, unvorsichtige, kindische Person, grösser als klug, „Mädchen, das nicht still sitzen kann“) liegen feminine Ableitungen vor, die in aller Regel – und vermutlich auch hier – zur Bildung weiblicher Personenbezeichnungen dienen. Das Femininum *Person* lädt offenbar dazu ein, nicht als geschlechtsunspezifische, sondern als weibliche Personenbezeichnung gebraucht zu werden. Ebenso scheint bei der semantischen Übertragung *Plaudertasche*, die als zusätzliche Bedeutungsangabe fungiert, das grammatische Geschlecht das natürliche nahezulegen.<sup>18</sup> Umgekehrt sind maskuline Personenbezeichnungen, selbst dann, wenn sie ein Wort mit dem Inhalt ‚männlich‘ enthalten wie *Nüts-Mâ<sup>m</sup>* (m. IV, 270 verwehrloser Mensch, Taugenichts) oder *Süludi* (m. III, 1103 unreinlicher Mensch, Schweinigel [zum männlichen Vornamen *Ludwig*]), erstaunlicherweise als geschlechtsunspezifisch ausgewiesen. Wird hier – und in Personenbezeichnungen wie den oben im Zusammenhang mit metaphorischen Übertragungen erwähnten *Hengst*, *Stier* und *Brällochs* – vielleicht vorschnell *Mann* mit *Mensch* gleichgesetzt? Oder wäre jeweils die folgende Präzisierung angebracht wie zu *Bloch* (m. V, 11 unförmlicher dicker, vierschrötiger, ungeschlachter Mensch, vornehmlich von Mannspersonen)?

## Das Idiotikon als linguistische Fundgrube

Das Idiotikon veranschaulicht in den Personenbezeichnungen die menschlichen Charaktere und ihre Abgründe vor dem Normhorizont des gesellschaftlichen Lebens in der Deutschschweiz. Die (nicht ausnahmslosen) Regelmässigkeiten, die sich in Bezug auf grammatisches und natürliches Geschlecht zeigen, offenbaren bei den Personenbezeichnungen des Idiotikons nicht ausschliesslich eine simple Parallelisierung von Genus

und Sexus. Wie im Standarddeutschen scheinen sich maskuline Personenbezeichnungen gleichzeitig für einen generischen, geschlechtsunspezifischen Gebrauch zu eignen. Anders als in der Standardsprache offenbart sich in den Personenbezeichnungen des Idiotikons, dass weibliche Personenbezeichnungen aus verschiedenen Wortbildungsverfahren resultieren können, die mit femininem oder aber neutralem Genus einhergehen und ein bisher unbearbeitetes dialektologisches Forschungsfeld eröffnen, von dem man sich die Aufdeckung der allfälligen semantischen (Re-)Motivation dieser beiden Genusklassen versprechen könnte. Anders als in der Standardsprache zeigt das Inventar der Personenbezeichnungen, dass in einzelnen Dialekten nicht nur durch Wortbildungsaffixe geschlechtsspezifisierende Personenbezeichnungen erzeugt worden sind, sondern gar mit Differentialgenus gerechnet werden kann, dem Genus also ein bedeutungsunterscheidendes Moment zukam und vielleicht noch immer zukommt. Schliesslich lassen sich die Wörterbucheinträge des Idiotikons als Sprachgebrauch von Lexikographen ins Auge fassen, der ein mögliches Beispiel dafür abgibt, wie in einer bestimmten Zeit über Personen(bezeichnungen) gesprochen oder genauer: geschrieben wurde.

## Literatur

- Batliner, Anton (1981), Sexismus und Häufigkeit, in: *Deutsche Sprache* 9, S. 311–328.
- Braun, Peter (1997), *Personenbezeichnungen. Der Mensch in der deutschen Sprache*, Tübingen: Niemeyer.
- Christen, Helen (1998), «Die Mutti oder das Mutti, die Rita oder das Rita? Über Besonderheiten der Genuszuweisung bei Personen- und Verwandtschaftsnamen in schweizerdeutschen Dialekten», in: Schnyder, A., Bartholemy-Teusch, C., Fleith, B. und Wetzel, R. (Hg.): *Ist mir getroumet mîn leben? Vom Träumen und vom Anderssein*, Göppingen: Kümmerle, S. 267–281.
- Corbett, Greville (1991), *Gender*, Cambridge, Cambridge University Press.
- DUDEN (2005), *Die Grammatik*. 7. Aufl., Mannheim etc.: Bibliographisches Institut.

- Fischer, Ludwig (1960), *Luzerndeutsche Grammatik*, Zürich: Schweizer Spiegel Verlag.
- Frei, Luise (1981), *Die Frau. Scherz-, Schimpf- und Spottnamen*, Frauenfeld/Stuttgart: Huber.
- Gygax, Pascal, Gabriel, Ute (2011), «Gender representation in language: More than meets the eye», in: Mishra, R. M., Srinivasan, N. (Hg.): *Language & Cognition: State of the Art*, München: LINCOM, S. 72–92.
- Haas, Walter (1981), *Das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Versuch über eine nationale Institution*, Frauenfeld: Huber.
- Haspelmath, Martin (2002), «Grammatikalisierung: von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik», in: Krämer, S., König, E. (Hg.): *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 262–286.
- Hellinger, Marlis, Bußmann, Hadumod (2001), «Gender across languages. The linguistic representation of women and men», in: Hellinger, M., Bußmann, H. (Hg.): *Gender across languages*, Amsterdam: John Benjamins, S. 1–25.
- Henzen, Walter (1965), *Deutsche Wortbildung*. 3. Aufl., Tübingen: Niemeyer.
- Idiotikon, *Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache* (1881–), Frauenfeld: Huber.
- Köpcke, Klaus-Michael, Zubin, David A. (2003), «Metonymic pathways to neuter-gender human nominals in German», in: Panther, K.-U., Thornburg, L.L. (Hg.): *Metonymy and Pragmatic Inferencing*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, S. 149–166.
- Köpcke, Klaus-Michael, Zubin, David A. (2012), «Mythopoeia und Genus», in: Günthner, S., Hüpper, D., Spieß, C. (Hg.): *Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*, Berlin: de Gruyter, S. 381–411.
- Löbner, Sebastian (2003), *Semantik*, Berlin: de Gruyter.
- Lötscher, Andreas (1993), *Lappi, Lööli, blööde Siech*, Aarau: Sauerländer.
- Marti, Werner (1985), *Berndeutsch-Grammatik*, Bern: Franke.
- Mills, Anne E. (1986), *The Acquisition of Gender: A Study of English and German*, Berlin: Springer.

- Müller, Alfons Fridolin (1953), *Die Pejoration von Personenbezeichnungen durch Suffixe im Nhd.*, Altdorf: Willy Huber.
- Odermatt, Esther (1904), *Die Deminution in der Nidwaldner Mundart*, Zürich: Zürcher & Furrer.
- Schmutz, Christian, Haas, Walter (2000), *Senslerdeutsches Wörterbuch*, Freiburg: Paulusverlag.
- Schrambke, Renate (2002), «Dupp und Dottel, Lusch und Lottel. Geschlechtsbezogene sprachliche Varianz bei Schimpfwörtern des südwestdeutschen Sprachraums», in: Cheauré, E., Gutjahr, O. und Schmidt, C. (Hg.): *Geschlechterkonstruktion in Sprache, Literatur und Gesellschaft*, Freiburg i. Br.: Rombach, S. 247–279.
- Suter, Rudolf (1976), *Baseldeutsch-Grammatik*, Basel: Christoph Merian Verlag.
- Szadowski, Manfred (1918), *Nomina agentis des Schweizerdeutschen in ihrer Bedeutungsentfaltung*, Frauenfeld: Huber.
- Weber, Albert (1987), *Zürichdeutsche Grammatik. Ein Wegweiser zur guten Mundart*, Zürich: Hans Rohr Verlag.

## Anmerkungen

- 1 Nachfolgend wird zu den kursiv gesetzten Personenbezeichnungen in Klammern das grammatische Geschlecht (m., f. oder n.) angegeben, sodann Band- und Spaltennummer des Eintrags im Idiotikon und allenfalls Bedeutungsangaben, bei denen die Auszeichnungen des Idiotikons übernommen werden (siehe weiter unten im Lauftext).
- 2 Um bei der Auswahl der Personenbezeichnungen den Zufall wenigstens ein wenig ins Spiel zu bringen, wurden von einer Assistentin aus jedem der 16 Bände des Idiotikons je 18 Personenbezeichnungen ausgewählt, jeweils aufgeteilt in 6 Bezeichnungen mit männlicher, weiblicher und 6 ohne Geschlechtsspezifikation, dies um allfällige, sexusabhängige Regularitäten aufdecken zu können. Um vom Inhalt der Bezeichnungen abzulenken, war die Assistentin ausdrücklich angewiesen worden, formale Kriterien einzuhalten und jeweils sowohl Simplicia wie *Cheib* (m. III, 100) oder *Chlotz* (m. III, 707) als auch Komplizia – wie von *Topf* abgeleitetes *Tüpfli* (n. XIII, 993) – oder zusammengesetztes *Hose<sup>n</sup>-Pfünggi* (m. V, 1164) zu berücksichtigen. Alexandra Schiesser sei an dieser Stelle herzlich für ihre Mitarbeit gedankt.
- 3 Für zahlreiche Hinweise und Kommentare danke ich Damaris Nübling und Regula Schmidlin herzlich.
- 4 Eine vergleichbare inhaltliche Leistung ist auch Personenbezeichnungen wie *Tölpel*, *Witzbold*, *Zänkerin*, *Dummkopf*, *Taugenichts*, *Plaudertasche*, *Dreikäsehoch*, *Lump*, *Nimmersatt*, *Klatschbase* zuzuschreiben, die statt qualifizierender Adjektive als charakterisierende, zumindest teilsynonyme hochdeutsche Substantive in Interpretamenten zum Tragen kommen.
- 5 Ausschlaggebend für die Klassifikation einer Personenbezeichnung als geschlechtsspezifizierend resp. geschlechtsunspezifizierend war das Interpretament: Die metasprachliche Verwendung von Lexemen mit inhärenter Sexuspezifikation (*Mann*, *Kerl*, *Weibsbild*, *Mädchen*, *männlich*, *weiblich*) resp. solchen ohne Sexuspezifikation (*Kind*, *Mensch*, *Person*) gibt eindeutige Hinweise auf die Denotation der entsprechenden Wörter. Maskuline Personenbezeichnungen wie *Folger* werden dann als geschlechtsunspezifizierend betrachtet, wenn im Interpretament maskuline Personenbezeichnungen vorkommen, die auch sexusspezifisch verwendet und zu denen movierte Feminina gebildet werden könnten (z.B. *Folger* m. I, 813 Anhänger einer Ansicht, Teilnehmer, Mitthelfer).
- 6 Nach der der Definition in Anm. 5 handelt es sich im vorliegenden Fall um eine generische Personenbezeichnung. Da aber im gegebenen soziokulturellen Kontext nur Männer Schürzenjäger sein können, wird hier trotzdem von der Bedeutung ‚männlich‘ ausgegangen (zum sog. *social gender* vgl. Hellingner, Bußmann 2001: 10).
- 7 Im Rahmen ihrer Untersuchungen zur Beziehung zwischen Genus und Sexus stossen Köpcke, Zubin (2012) auf Evidenzen dafür, dass Personifikationen in Übereinstimmung mit dem Genus des übertragenen Wortes erfolgen. Beispiele für solche sog. «genuskonsonante Personifikationen» sind etwa in der Werbung zu finden: «Der» – als männliche Trickfigur dargestellte – Schokoladenriegel und «die» – als weibliche Trickfigur dargestellte – Milch verlieben sich (Köpcke, Zubin 2012: 397).
- 8 In der Spracherwerbsforschung sind spätestens seit der Studie von Mills (1986) psycholinguistische Untersuchungen zum Genuserwerb etabliert. Die aktuelle

psychologische Forschung zur «gender representation in language» kann in Genusssprachen wie dem Deutschen im Bereich sog. generischer Personenbezeichnungen den Einfluss des grammatischen Geschlechts auf die Interpretation nachweisen (vgl. zum Forschungsstand Gygax/Gabriel 2011).

- 9 *Schnüfeler* (m. IX, 1168 Schnüffler), *Schnüfle<sup>n</sup>* (f. IX, 1168 Weibsperson, die alles ausschnüffelt).
- 10 Vgl. zahlreiche weitere Beispiele mit denselben Wortbildungsmitteln, z.B. zum Verb *brummen* (V, 611 murren, brummen): *Brumme<sup>n</sup>* (f. V, 611 murrende, tadel-, zanksüchtige Weibsperson), *Brummlerin* (f. V, 613 tadel-süchtige, zänkische Weibsperson), *Brummler* (m. V, 613 brummiger, mürrischer, tadel-, zanksüchtiger Mensch), *Brummlin* (m. V, 613 = Brummler).
- 11 Der Duden (2005: 155) erwähnt im Zusammenhang mit der Beziehung zwischen «Genus und natürlichem Geschlecht» eine «systematische Ausnahme» bei den Personenbezeichnungen: «Bei den standardsprachlichen Ableitungen auf *-chen* und *-lein* (Diminutiven) sowie regionalen Ableitungen auf *-le* sind die morphologischen Regeln stärker als die semantischen. Dies gilt auch für entsprechende Personennamen. Ableitungen auf *-el*, *-l* folgen hingegen den semantischen Regeln.»
- 12 Vgl. <http://www.idiotikon.ch/GrammRegister/GrammReg.php?KatNum=2.2>.
- 13 Ein Differentialgenus ergibt sich bei Personenbezeichnungen, die aus Substantivierungen von Adjektiven hervorgegangen sind und deren Flexionseigenheiten beibehalten (*der/die Schwarze, eine Schwarze, ein Schwarzer*).
- 14 Die abgeleiteten Personenbezeichnungen, u.a. Hypokorristika, hält Corbett (1991) gar für das trojanische Pferd, das in besagten polnischen Varietäten im Laufe der Zeit dazu geführt hat, dass Personenbezeichnungen für verheiratete Frauen feminines Genus, solche für Mädchen und unverheiratete Frauen neutrales (oder zum Teil auch maskulines) Genus tragen.
- 15 Einzelne maskuline *-el*-Bildungen weist das Idiotikon als weibliche Personenbezeichnungen aus (z.B. *Munggel* m. IV, 332 u.a. kleine, dicke Weibsperson; *Raus(s)el* m. VI, 1286 u.. zornmütiges, barsches Weibsbild).
- 16 Vgl. dazu Braun (1997: 71): «Schaut man auf die Gesamtmenge der Personenbezeichnungen für Frauen, so stößt man auf Erwartetes und Unerwartetes sowie auf Einseitiges, wobei man letztlich nicht sagen kann, ob sie tatsächlich den realisierten Sprachgebrauch widerspiegeln, oder ob die Schwerpunkte nur ein Ergebnis der lexikographischen Praxis von Wörterbuchmachern sind. Wahrscheinlich ist eine Entscheidung nur für das eine oder andere nicht möglich.»
- 17 Offen bleibt, ob sich der Stil der Interpretamente über die Generationen von Redaktoren hinweg verändert hat. Täuscht der Eindruck, dass man sich zu frühen Bearbeitungszeiten oftmals wenig Zurückhaltung auferlegt hat, wenn es um die Erläuterungen zu geringschätzenden Personenbezeichnungen ging (vgl. *Hächle<sup>n</sup>* f. II, 970 scharfzüngiges, verleumderisches, zänkisches, Unfrieden stiftendes Weib)? Neigen die heutigen Lexikographen zu einer distanzierteren Metasprache?
- 18 Dass *Plaudertasche* als weibliche Personenbezeichnung intendiert ist, zeigt sich besonders gut beim Vergleich der Interpretamente zu *Raffler<sup>n</sup>* (f. VI, 641 Plaudertasche) und *Raffli* (m. VI, 641 Plapperer, Maulheld).



# Das Schweizerische Idiotikon als historisches Wörterbuch des Deutschen

*Ralf Plate*

1

Zur Hundertjahrfeier des Erscheinens der ersten Lieferung des Schweizerdeutschen Wörterbuchs hat Walter Haas 1981 eine viel zitierte, ebenso kurzweilige wie lehrreiche Schrift über die Geschichte des Idiotikons verfasst, die im Untertitel die besondere Wertschätzung zum Ausdruck bringt, welche ihrem Gegenstand als einer «nationalen Institution» zukommt. Im vorliegenden Beitrag möchte ich auf ein übernationales Qualitätsmerkmal des Idiotikons aufmerksam machen, das zwar im Prinzip bekannt ist, aber noch nicht immer genügend beachtet und genutzt wird. Es beruht darauf, dass das Schweizerdeutsche Wörterbuch eben in Wirklichkeit kein Idiotikon ist, sich also nicht auf den Sonderwortschatz der Mundart beschränkt und für den übrigen, auch schriftsprachlichen Wortschatz nur das der Mundart Eigentümliche an Bedeutungen und Wendungen bearbeitet. Sein Gegenstand ist bekanntlich vielmehr der gesamte Wortschatz und Wortgebrauch des Schweizerdeutschen. Wo dieser nun aber nicht nur eine regional auf die Schweiz begrenzte Geltung hat, sondern darüber hinaus auch in anderen regionalen Varietäten oder sogar allgemein im Deutschen üblich ist, da ist seine Bearbeitung im Schweizerdeutschen Wörterbuch ein Beitrag zur lexikographischen Beschreibung des Deutschen über die nationalen Grenzen der Schweiz hinaus. Ein beliebig herausgegriffenes Beispiel aus dem 2011 erschienenen Heft 219, der Artikel über ‚Gewissen‘, soll das kurz vor Augen führen (vgl. Abb. 1 mit dem Anfang und Schluss des Artikels).

G<sup>e</sup>-wisse<sup>n</sup>, G'wüsse<sup>n</sup>, in GrPr. (ABüchli) G'wüssi – n.: **1.** wie nhd.; allg. **a)** Ehr-, Pflicht-, Verantwortungsgefühl; Syn. *Ge-wisseni 1a.* 's *Einzigē, was dir niemert cha<sup>nn</sup> wēgnē<sup>n</sup>, isch<sup>t</sup> dis G.* INTERNET. ‚[Ein Landvogt ist angehalten] förderist nechst seiner Religion sein Gewüssen in Acht zu nämen.‘ 1727, LWill. Rq. 2002, 769. ‚[Der Baumeister soll] mit den Werch- und Handwercksleüthen alles ordentlich abrechnen und die Rechnung specifiert ihrer Anforderung einliefern ... als wan es seine eigene Sach wäre, so an seinem Gewüßen stehen solle.‘ 1606/1743, GFD 101, 206. S. noch Sp. 1930 o. (1331, G Rq. 1951). Personif.: [A., warnend:] *Wie liecht chännt er verwütscht wërde<sup>n</sup>.* [B.:] *Du bisch<sup>t</sup> doch en ēbig<sup>s</sup> G.!* OBERGER 1919, 3. Neben ‚conszienz‘. ‚Uf sömbliches alles so hab ich N. miner gh. von den vier waldstätten mit sampt miner herren von Zug und ander ehrlichen lütten rats gehert und och min eygen gewüssen und conscienz erkennt [usw.].‘ 1528, W Absch. 2, 275. ‚Die Richter und Gerichtssäßen [schwören], einem jettlich urtheilen, nach dem ihn bedunckt, recht und billich zue syn by gueter Conscientz und Gewißen, uff daß der Grächtigkeit gnueg geschäche.‘ 1659, AA Rq. 1926, 254. Neben *Wisse<sup>n</sup>*. S. Sp. 2053 u. (GW.), auch Bd XIV 348 o. (1645, Bittschrift). In festeren Wendungen; vgl. auch Sprww. 1824, 154. *Bim G.!*, Ausruf zur Beteuerung einer angezweifelten Aussage U; Z; Syn. *bim Eich(li)* (unter *Eich III*, Bd I 73 o.). ‚Auf jmdes Gewissen fragen‘, unter Eid befragen, ins Verhör nehmen. ‚N. würd besorglich etwas anderes sagen müssen, wann er auff sein Gewüssen gefragt werden sollte.‘ 1671, Z. *Es g'listmets G.*, ‚ein Gewissen, das sich nach Bedarf dehnen lässt‘ GW. (Gabath.) und weiterhin; vgl. *es g'listmets G'wisseni ha<sup>n</sup>* (Sp. 2065 M.). *Si hei<sup>n</sup> em N. zue'trunke<sup>n</sup> u<sup>nd</sup> hei<sup>n</sup> g'mämmelet, bis ires g'listmete<sup>n</sup> G. im Wī<sup>n</sup> ersoffen isch<sup>t</sup>.* EBALMER 1928, 151. – **b)** Bewusstsein eigener Schuld bzw. Unschuld; Syn. *Ge-wisseni 1b.* *Was mer chōi<sup>n</sup> mache<sup>n</sup>, müesse<sup>n</sup> mer mache<sup>n</sup>* [um die Ehe zu retten], *stisch<sup>t</sup> lade<sup>n</sup> mer i<sup>n</sup>s es G. üf, wo mer ü<sup>n</sup>ser Leb<sup>t</sup>ig müesse<sup>n</sup> trage<sup>n</sup>.* WBULA 1946, 179. [Ein Freund zum andern, der ihm sagt, er hätte schon lange nicht mehr so gut geschlafen wie heute in der Kirche:] *Jō, du häst halt ebe<sup>n</sup> nōd uf dī<sup>n</sup>e m G. g'schlōffe<sup>n</sup> G. S.*

[...]

ten gerichtet [usw.].‘ 1677, ZG Rq. 1070. – Mhd. *gewizzen* f., n.; vgl. Gr. WB. IV 1, 3, 6213; Martin-Lienh. II 870; Ochs WB. II 409; Jutz I 1178; Allgäuer 695; Schm.<sup>2</sup> II 1035; Fischer III 632; DRWb. IV 801. Das Wort scheint sich erst im XVII. gegen das ältere *Ge-wisseni* (Sp. 2065) durchzusetzen.

Abb. 1

Gleich zu Beginn hält der Artikel fest: «wie neuhochdeutsch; allgemein», d.h.: Das Wort wird in der Mundart mit denselben Bedeutungen wie in der deutschen Standardsprache der Gegenwart gebraucht, und zwar allgemein, d.h. in allen schweizerdeutschen Mundarten. Daher ist es nicht überraschend, dass die beiden Hauptgebrauchsweisen, die dann unter a) und b) vorgeführt werden, nämlich «Ehr-, Pflicht-, Verantwortungsgefühl» einerseits und «Bewusstsein eigener Schuld bzw. Unschuld» andererseits, mit der Beschreibung des Gebrauchs in Deutschland, wie er etwa im Duden geboten wird, übereinstimmen.<sup>1</sup> Im Einzelnen zeigen sich dann natürlich starke regionale Besonderheiten, besonders bei den Wendungen, denen daher auch besondere Aufmerksamkeit gilt.

Die beschriebene übernationale Bedeutung des Idiotikons gilt aus den genannten Gründen schon für die Mundart seit etwa 1800 bis zur Gegenwart, die den primären Gegenstandsbereich des Idiotikons bildet und wie eine einzige Sprachstufe synchron beschrieben wird,<sup>2</sup> mehr noch aber für die ältere Sprachgeschichte: Denn das Idiotikon strebt stets danach, den in der Mundart erscheinenden Wortschatz und Wortgebrauch in der älteren Literatur bis etwa um 1300 zurückzuverfolgen.<sup>3</sup> Dies wird schon in der Artikelanlage des Idiotikons deutlich und auch typographisch augenfällig angezeigt. Wie in Abb. 1 am Beispiel ‚Gewissen‘ zu sehen ist, stehen im Bedeutungs- und Belegteil am Beginn der einzelnen Abschnitte und Unterabschnitte immer die Belege aus der Mundart, sie erscheinen in kursiver Schrift. Im Falle von ‚Gewissen‘ beginnt der Artikel mit einem ganz frischen Beleg, denn als Quellenangabe erscheint dazu die Sigle INTERNET. Anschliessend an die Mundartbeispiele folgen dann wie bei ‚Gewissen‘, jetzt aber in Grundschrift und in einfache Anführungszeichen eingeschlossen, Stellen aus der älteren Literatur, in unserem Beispiel nach dem Internet-Beleg zwei Zitate aus Rechtsquellen des 18. Jahrhunderts. So kann man im Idiotikon schon an der Schriftart immer gleich erkennen, ob der zitierte Sprachgebrauch zur im weiteren Sinne mundartlich-gegenwartssprachlichen Sphäre des Schweizerdeutschen gehört oder zum historischen Teil des Artikels.

Am Beispiel von ‚Gewissen‘ wird auch gleich deutlich, welchen Erkenntniswert die Zurückverfolgung der Mundart in der älteren Literatur haben kann. Am Schluss des Artikels

(vgl. Abb. 1) findet sich nämlich der Hinweis, dass das Neutrum ‚das Gewissen‘ sich im Schweizerdeutschen erst im 17. Jahrhundert gegen die ältere feminine Bildung ‚die Gewisseni‘ durchgesetzt habe, die in der jüngeren Mundart nur noch relikthhaft vorkommt (im Artikel mit zwei Belegen). Der Anfang des Artikels über ‚die Gewisseni‘ wird in Abb. 2 gezeigt, ein Vergleich der Datierungen der historischen Belege beider Artikel bestätigt den zitierten sprachgeschichtlichen Befund.

G<sup>o</sup>-wiss(e)ni f., in GR n.: 1. Gewissen GRD., Kl., Pr., Sch. *Es g'lismets G. ha<sup>n</sup>*, nicht sehr gewissenhaft sein. SCHMID-ISSLER; vgl. *es g'lismets G'wüsse<sup>n</sup>* (Sp. 2061 u.). S. noch Bd XII 91 u. (AfV.). ‚[Was Änderungen im Klosterbetrieb betrifft, so hat ich meine Mitschwestern] daß sy ir sel und gewissne allein darzuo ansehend und darin gar nüt handleten noch anfangend dann mit rat und wissen und willen geistlicher und weltlicher oberkeit.‘ 1523, B Ref. 76 (Äbtissin von Königsfelden an B; später:); ‚[Ich] ergib üch die sach ganz und endlad min gewissne hiemit gen Gott und üch, minen gnedigen heren.‘ ‚Söllend sy blyben und den trang wider iro selb gwüssne, wider Gott und sin heylig wort erlyden, so ist es vil jämerlicher.‘ 1532, HBULL. Br. 2, 81; s. das Vorangeh. Sp. 1145 o. ‚Alle menschen gebott und satzung, die die gwüßne fachend, sind unnütz, abzethuon und ganz hinweg ze nemmen.‘ JSRUMPF 1536, 1, 299. ‚Daß die Ohrenbeicht ein bequemes Mittel sey, über die Gewüssenen zu herrschen.‘ CLSCHOB. 1695, 211. S. noch Bd VII 531 M. (Göldi 1712). 340 o. (Kessl.); XII 92 M. (Aal 1549). Neben ‚consciencz‘. ‚Und in dem selben beluod [Papst Leo] küng Ruodolfen und satzt im das uf sin consciencz und gewüßne.‘ STRETL. Chr. 76. ‚Die consciencz oder gwüßne wirdt nit verletzt denn allein, wenn sy weißt, das sy wider Got gethon hat.‘ ZWINGLI 2, 509. S. noch Bd IV 696 u. (Fris.; Mal.); VII 182 u. (B Disp. 1528). – Deutlicher **a**) Ehr-, Pflicht-, Verantwortungsgefühl, Gewissenhaftigkeit, oft in Eides- und Vertragsformeln. ‚[Es] mögent dieselben gnossen zuo Beggenriet soliche caplanie und pfründ ... by hoher beladung ir gewysny eim geschickten, erbern und könnenden priester ... lichen.‘ 1486, GFD 46, 149. In präp. Fügungen. ‚Es ist unser alt harkommen, das ein vatter sine kind wol usrichten mag nach siner gewüsne.‘ 1475, Z Rq. 1910, 363. S. noch Bd VI 438 o. (LLav. 1583; l. ‚gwüssne‘). ‚üf.‘ ‚Die ding werden nun befolhen und gesetzt eim

Abb.2

[...]

Mit der umfassenden historischen Ergänzung und Vertiefung der Beschreibung der modernen Mundart steht das Idiotikon wie die oberdeutsche Dialektlexikographie überhaupt in der guten Tradition von Johann Andreas Schmeller und seinem Bayerischen Wörterbuch (1827–1837);<sup>4</sup> ermöglicht wurde und wird «diese ausgiebige Einbeziehung historischen Wortschatzmaterials in die lexikographische Arbeit» dadurch, «dass, speziell in der alemannischen und bairisch-österreichischen Mundartforschung, diachrone Sprachforschung und Dialektologie seit jeher stark aufeinander bezogen waren».<sup>5</sup> Hinzu kommt wie bei Schmeller, dem das Idiotikon auch hierin folgt, die Anordnung nach Wortfamilien, die zu einer genauen etymologischen Bestimmung des dargestellten Wortschatzes zwingt.<sup>6</sup>

Die für das Idiotikon «charakteristische Voranstellung der Mundartbelege im Bedeutungsteil», die am Beispiel von ‚Gewissen‘ vorgeführt wurde, macht deutlich, «daß das Wörterbuch von der lebenden Mundart ausgeht und daß das Material somit vom Endpunkt der sprachlichen Entwicklung dargestellt wird»; das «schließt den Versuch einer Darstellung von Bedeutungsgeschichte im fortlaufenden Artikel von vornherein aus».<sup>7</sup> Wortgeschichtliche Beobachtungen finden sich aber gegebenenfalls in den Anmerkungen am Artikelende. Der Gefahr von Fehldeutungen des zu beschreibenden historischen Wortgebrauchs, die bei dieser Anlage leicht entstehen kann durch unwillkürliche Interpretation gemäss der Bedeutung in der heutigen Mundart, begegnen die Redaktoren des Idiotikons durch methodisch geschulte Aufmerksamkeit auf Fehlerquellen eines unhistorischen Verständnisses.<sup>8</sup>

## 2

Indem das Idiotikon den im beschriebenen Sinne mundartlich-gegenwartssprachlichen Wortschatz und Wortgebrauch nach Möglichkeit bis etwa zum Jahr 1300 zurückverfolgt, ist es also auch ein Wörterbuch zum Mittelhochdeutschen und vor allem zum Frühneuhochdeutschen: Zwar ist es auch hier hinsichtlich seiner Quellenbasis natürlich im Wesentlichen auf die Schweiz bzw. den Raum der späteren Schweiz beschränkt, hinsichtlich der Geltung des beschriebenen Wortschatzes und

Sprachgebrauchs aber nicht, und zwar aus denselben Gründen, wie sie eben für die jüngere Mundart dargelegt wurden. Beim historischen Teil kommt noch hinzu, dass mit zunehmendem sprachgeschichtlichem Alter die Überlieferung des Deutschen insgesamt immer dünner, damit aber auch die Grundlage für eine zuverlässige Feststellung regionaler Gebrauchsbeschränkungen immer unsicherer wird. Dies gilt besonders für die Zeit vor der Verbreitung des Buchdrucks, also für das ältere Frühneuhochdeutsche bis etwa 1500 und zur Reformation, und noch einmal verstärkt für die Zeit vor der allgemeinen Verbreitung des Papiers als Beschreibstoff, also für das Mittelhochdeutsche, das bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts noch fast ausschliesslich auf dem kostbaren Pergament geschrieben wurde; und es gilt schliesslich erst recht für das nur trümmerhaft überlieferte Althochdeutsche. Anders ausgedrückt: Ob althochdeutsche, mittelhochdeutsche und frühneuhochdeutsche Wörter, Wortbedeutungen und Wendungen, die nur in Quellentexten aus dem Raum der späteren Schweiz belegt sind, auch wirklich nur dort gebräuchlich waren oder ob sie nur zufällig nicht in Quellen aus anderen Sprachlandschaften des Deutschen bezeugt sind, lässt sich oft gar nicht feststellen.

Aus diesen Gründen und wegen der für ein Regionalwörterbuch ungewöhnlich umfangreichen Dokumentation des historischen Sprachgebrauchs darf das Schweizerdeutsche Wörterbuch mit vollem Recht an die Seite der fünf grossen historischen Belegwörterbücher des Deutschen gestellt werden, die sich zurzeit, zum Teil als Ersatz für ältere Vorgängerwerke, in Bearbeitung befinden. Dies sind zunächst drei Epochenwörterbücher zum älteren Deutsch:

- für die Zeit von den Anfängen um etwa 750 bis 1050 das Althochdeutsche Wörterbuch der Sächsischen Akademie der Wissenschaften in Leipzig;
- für die Zeit etwa von 1050 bis 1350 das Mittelhochdeutsche Wörterbuch der Mainzer und Göttinger Akademien der Wissenschaften;

- und für die Zeit von etwa 1350 bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts das Frühneuhochdeutsche Wörterbuch, das von Oskar Reichmann an der Universität Heidelberg begründet wurde und inzwischen in die Trägerschaft der Göttinger Akademie der Wissenschaften übernommen worden ist.

Neben diesen drei Epochenwörterbüchern stehen als historische Wörterbücher für den gesamten Zeitraum des Deutschen zur Verfügung

- das grimmsche Wörterbuch und seine kurz vor dem Abschluss befindliche Neubearbeitung der Buchstaben A bis F, die von der Berlin-Brandenburger und der Göttinger Akademie der Wissenschaften getragen wird,
- und speziell für die Rechtssprache des Deutschen und darüber hinaus des älteren Westgermanischen das Deutsche Rechtswörterbuch der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

Zu diesen fünf historischen Belegwörterbüchern des Deutschen tritt nun als regionalsprachliches Grosswörterbuch vor allem das Idiotikon, denn von den anderen abgeschlossenen oder in Bearbeitung befindlichen Dialektwörterbüchern bearbeitet keines die ältere Sprachgeschichte in solchem Umfang, wie es das Idiotikon tut; am nächsten kommt ihm noch das in sieben Bänden ausgearbeitete Schwäbische Wörterbuch von Hermann Fischer, das bereits 1936 vollendet wurde.<sup>9</sup>

### 3

Als historisches Wörterbuch hat das Idiotikon unmittelbar die grösste Bedeutung vor allem für das späte 15. und das 16. Jahrhundert, denn «die vorangehende Zeit ist entsprechend der Quellendichte spärlicher vertreten, und die Texte des 17. und 18. Jahrhunderts sind für spezifisch Schweizerisches wenig ergiebig, weil sich die Schreibsprache zunehmend der allgemeinen Norm annähert».<sup>10</sup> Aber auch für das mittelalterliche Deutsch liefert die umfassende Bearbeitung der älteren Quellen des Schweizerdeutschen im Idiotikon immer wieder entschei-

dende Hinweise, weil sich die Bedeutung von vereinzelt Frühbelegen im Alt- oder Mittelhochdeutschen oft besser oder manchmal überhaupt nur in Verbindung mit jüngeren Zeugnissen desselben Sprachgebrauchs erschliesst. Für das Spätalthochdeutsche ist das von vornherein nicht verwunderlich, denn sein Hauptautor ist bekanntlich Notker von St. Gallen, der zu Beginn des 11. Jahrhunderts wirkte und den Stefan Sonderegger geradezu als «Vater der schweizerdeutschen Mundarten» bezeichnet.<sup>11</sup> Speziell über «Althochdeutsches im Schweizerischen Idiotikon» hat Peter Dalcher gehandelt, besonders auch über «direkte Entsprechungen Althochdeutsch–Schweizerdeutsch, das heisst, Fälle [...], bei denen das mittelhochdeutsche <Zwischenstück> fehlt.»<sup>12</sup>

Für das Mittelhochdeutsche möchte ich jetzt auf ein Beispiel näher eingehen, das geeignet erscheint, die gegenseitige Erläuterung von frühen und späteren Zeugnissen eines Sprachgebrauchs und den wichtigen Beitrag des Idiotikons dazu exemplarisch vor Augen zu führen. Es handelt sich um eine auf den ersten Blick unschwierig erscheinende Wendung, die man aber leicht missverstehen kann und die in jüngster Zeit in Übersetzungen, Textkommentaren und Wörterbüchern mehrfach missverstanden worden ist. Sie ist im Mittelhochdeutschen nur an einer einzigen Stelle belegt, in einem Lied des Zürcher Minnesängers Johannes Hadlaub. Hadlaub gehörte kurz vor 1300 dem Kreis des Zürcher Stadtpatriziats um Rüdiger Manesse und seinen Sohn Johannes an und war möglicherweise selbst am Zustandekommen der berühmten sogenannten Manessischen oder Großen Heidelberger Liederhandschrift beteiligt, die eigentlich Zürcher Liederhandschrift heissen sollte.<sup>13</sup>

Die fragliche Wendung findet sich in einem Lied Hadlaubs, das sich des literarischen Musters der Armutsklage bedient und die prekäre Situation eines mittellosen Mannes vor Augen stellt, der heiratet und seine Sorgen damit um die des neu gegründeten Hausstandes vermehrt. Im Folgenden ist der nähere Textzusammenhang der Wendung wiedergegeben, der Schluss der ersten Strophe und der Anfang der zweiten des sogenannten «Haus Sorge-Lieds». Text und Übersetzung sind aus der heute massgeblichen Anthologie zur deutschen Lyrik des Spätmittelalters von Burghart Wachinger übernommen.<sup>14</sup> Die fragliche Wendung wird dabei im Text durch Sperrung hervorgehoben, ihre Wiedergabe in der Übersetzung aber

zunächst vorenthalten und durch die in eckigen Klammern erscheinende genaue gegenwartssprachliche Entsprechung des Wortlauts ersetzt:

(1,5) *Ach nôtig man, kumst dû zer ê,  
wan du kûme gewinnen macht muos unde brôt,  
du kumst in nôt: hüssorge tuot sô wê!*  
(2,1) *Sô dich kint anvalent, sô gedenkest dû:  
«war sol ich nû? mîn nôt was ê so grôz.»  
Wan diu frâgent dike, wa brôt und kæse sî,  
so sitzet dabî diu muoter, râtes blôz.  
So spricht si: «meister, gib uns rât!»*

Die Übersetzung:

*Ach, armer Mann, wenn du heiratest,  
geht es dir schlecht, weil du kaum Brei und Brot  
beschaffen kannst. Haussorge tut so weh.  
[Wenn dich Kinder anfallen], wirst du denken:  
«Wohin? Was nun? Mir ging's schon bisher schlecht.»  
Denn die fragen oft nach Brot und Käse,  
die Mutter aber sitzt dir da, hat nichts im Haus.  
Sie sagt dann: «Meister, schaff uns Vorrat!»*

Was soll das nun aber heissen, «wenn dich Kinder anfallen»? Dazu gibt es eine Reihe von Vorschlägen in jüngeren Hadlaub-Ausgaben, die jedoch bei näherer Überlegung unbefriedigend sind, weil sie wohl ungefähr das Gemeinte ausdrücken, aber nicht den genauen Sinn des Wortlauts erfassen:<sup>15</sup>

- «kommen Kinder ins Haus» (Höver/Kiepe 1978, Übersetzung);
- «wenn sich Kinder einstellen» (Schiendorfer 1986, Übersetzung);
- «wenn Kinder ‚anfallen‘, sich einstellen» (Schiendorfer 1990, Erläuterung z.St.);
- «anfallen, bedrängen» (Leppin 1995, Erläuterung z.St.);
- «wenn dir Kinder kommen» (Wachinger 2006, Übersetzung).

Ausser Rena Leppin dürften alle Herausgeber ihr Verständnis wie Max Schiendorfer irgendwie an die Bedeutung ‚sich ergeben, entstehen, sich ansammeln‘ (wie in «angefallene Kosten, angefallene Zinsen, angefallene Überstunden») von *anfallen* angeschlossen haben.<sup>16</sup> Aber erstens wird dieses *anfallen* intransitiv gebraucht und nicht transitiv wie in Hadlaubs Wendung, und zweitens, wichtiger, ist diese Bedeutung von *anfallen* ganz modern. Nach der Neubearbeitung des grimmschen Wörterbuchs wird sie erst seit den 20er-Jahren des 20. Jahrhunderts geläufig, zuvor ist sie nur ganz vereinzelt bezeugt.<sup>17</sup>

Allein Rena Leppin scheint gespürt zu haben, dass dieser Gebrauch von *anfallen* bei Hadlaub nicht vorliegen kann; ihr eigener Vorschlag, ‚bedrängen‘, der die Wendung an den Gebrauch von *jmdn. anfallen* im Sinne von ‚jmdn. angehen (um etw.)‘ anzuschliessen scheint und den sie «auf die den Vater nach *brôt und käse* bedrängenden Kinder» bezieht (S. 166), hat vor den anderen den Vorzug des Sprachmöglichen,<sup>18</sup> passt aber schwer in den vorliegenden Zusammenhang. Die offensichtlichen Einwände:

- Im Eingang des Lieds ist klar die Steigerung besitzloser Lediger (1,3) / Verheirateter (1,5) / Familienvater (2,1) beabsichtigt, *sô dich kint anvallent* muss also doch jedenfalls den Eintritt in den dritten Stand meinen;
- *kint* wird hier artikellos gebraucht, es ist nicht die Rede von bestimmten Kindern, sondern die Wendung thematisiert in allgemeiner Weise das *anvallen* von Kindern überhaupt;
- in der anschliessend vorgestellten häuslichen Szene, wo tatsächlich die Kinder des *nôtigen mannes* als Handelnde auftreten, wenden sie sich ausdrücklich zunächst an die Mutter (2,4), und erst diese dann an den Vater (2,5).

Keiner der zitierten Herausgeberinnen und Herausgeber scheint versucht zu haben, das Verständnis der Wendung durch die Konsultation eines Belegwörterbuchs und / oder den Vergleich mit anderen Vorkommen der Wendung zu sichern. Dabei wäre man gleich im Idiotikon fündig geworden, das doch bei lexikalischen Schwierigkeiten mit einem Zürcher Autor ein naheliegendes Hilfsmittel sein sollte. Zwar behandelt der in Abb. 3 teilweise wiedergegebene Idiotikon-Artikel über *anfallen* (aus dem 1881 erschienenen ersten Band, Sp. 753) nicht die Hadlaub-Stelle selbst, dafür bringt er aber zwei jüngere Belege von 1470 bzw. 1540 für unsere Wendung.

an-: 1. an einen andern, festen Körper hin fallen. Von Falltoren: ‚Wo türlin sind gegen Fälderren, die soll man machen, dass sie gern zuogangint, anfallint und wärschaft sygint.‘ 1527, AA Wst. Vgl. *Anfall*. Mit Acc. P.: in die Arme fallen. Der verlorne Sohn ‚fällt [bei seiner Rückkehr] den Vater an.‘ SALAT. — 2. eintreten (von Unwetter). ‚Und was semlichs ungewitter [schlechtes Wetter] angefallen am donerstag.‘ WYLER Copieb. ‚Es ist ein grosse Kälte angefallen oder eingefallen.‘ HOSPIN. 1683. — 3. (mit Acc. P.) zufallen, zu Teil werden, als Gewinn, bes. durch Erbe, oder Last. ‚Er alt swen [oder wen immer] die rēben anvallent.‘ 1315, Urk. Z Zoll. ‚Swelē ze Z müline hant, die sun enhein müli füro [darüber hinaus] han, si vallen si danne an von erbe ald von gemachede [Vermächtniss].‘ Z Richtbr. ‚Hett einer kind, die über 7 Jar wāren, die soll und mag Dorfrecht niemer angefallen, weder von Vatter noch von Mutter, old sy koufen’s von den Dorflüten.‘ DORFR. UwBuochs 1433. ‚Ererbt oder angefallen guet.‘ 1566, ERBR. Frauenf. ‚Das Eigen, das er geerbt hat von synem Vater oder welichen wēg es in angefallen ist.‘ 1531, Z. ‚Gloria te manet, es wirt dich ein eer a.‘ FRIS.; MAL. ‚Sampt allem, so sy inkünftigen erbswyse ald sonst mag a.‘ 1566, Misc. Tig. ‚Als mich anfiengen Kinder a.‘ FRICKART 1470. ‚Der unglöubig fürcht, in fallind kind an, vertrüwet Gott nit.‘ HBULL. 1540. Mit Dat. P. *’s isch im es Erb (es Heimat) ag’falle B.* — 4. trans. mit pers. Subj. a) mit Sachobj., rechtlich ansprechen. ‚Wie die Cortisaneu für und für in Übung syen, die prüfēnden anzuofallen und denen, so die lihung zuostāt, ir gerechtigkeit [= Recht] abzuobrēchen.‘ 1521, Absch.

Abb. 3

Diese beiden Belege sind hier nach einem Merkmal ihrer syntaktischen Konstruktion, mit Akkusativ der Person, mit anderen zusammengestellt, die eine etwas andere Bedeutung zu haben scheinen. Der lexikographische Kommentar zur Position 3 weist aber auf den Unterschied hin. Ich wiederhole die Angabe etwas verdeutlichend: *anfallen* mit Akkusativ der Person, also: *jemanden anfallen* bedeutet ‚jemandem zufallen, zu Teil werden‘; und zwar zum einen ‚als Gewinn, besonders durch Erbe‘; zu dieser Bedeutung gehören die anschliessenden Belege aus der Zeit von 1331 bis 1566; und zum anderen: ‚als Last‘, das bezieht sich auf unsere beiden Belege.

Gemeinsam ist den beiden im Idiotikon unter einem Punkt zusammengestellten Gebrauchsweisen also zunächst die Konstruktion mit Akkusativ der Person (*jmdn. anfallen*) und die semantische Rolle der Bezugsgrössen in der Subjektstelle (*erbe* usw. und *kint*), die anders als z.B. in der ‚angreifen‘-Lesart keine Handelnden sind (wie etwa in dem Satz «Kinder fielen ihn aus dem Hinterhalt an»), sondern etwas, was jemandem «zuteil wird». Über diesen Gemeinsamkeiten wird man aber die Verschiedenheit der Besetzung der Subjektstelle in den beiden Gebrauchsweisen nicht übersehen: Im einen Fall handelt es sich um Besitz, der an jemanden fällt; im anderen aber doch um eine persönliche Bezugsgrösse, «Kinder». Ist das wirklich ein angemessener Verstehenszusammenhang für unsere Wendung? Oder ist «Kinder» hier irgendwie anders zu verstehen?

Zur Klärung dieser Frage sind die beiden Belegstellen näher zu prüfen, die im Idiotikon mit kurzen Zitaten vertreten sind. Mit der zweiten bleiben wir dabei zunächst in Zürich, machen aber einen Sprung von rund 250 Jahren vom Minnesänger Hadlaub zum Reformator Heinrich Bullinger, der in einer seiner vielleicht einflussreichsten Schriften 1540 «Über die christliche Ehe» gehandelt hat. Als einen ihrer wichtigsten Zwecke nennt er die Zeugung und das Aufziehen von Kindern.

Unsere Wendung fällt in einem Zusammenhang, in dem es um den Nutzen und die Freuden der Elternschaft geht. Sie bleiben den Ungläubigen versagt, die nicht auf Gott vertrauen und Kinderlosigkeit vorziehen. Wörtlich: *Der ungläubig achtet dero ursach nit* [beachtet diesen Zweck der Ehe nicht] *und fürcht, in fallind kind an, vertrüwet Gott nit, wil die arbeit ab im schütten und manglet deßhalb der eeren und des gütten, das*

*dem gläubigen uß diser frucht erwachst* [...]. Der Herausgeber der erst vor Kurzem erschienenen wissenschaftlichen Ausgabe, der das Zitat entnommen ist,<sup>19</sup> hat unsere Wendung als erläuterungsbedürftig erkannt, aber wohl ebenfalls nicht in einem Wörterbuch nachgeschlagen, denn seine Anmerkung zur Stelle «ihn störten die Kinder» scheint doch mehr oder weniger frei geraten. Jedenfalls ergibt sie eine arg trivialisierende Lesart des Textes, zumal wenn man die folgende Note hinzunimmt, in der als thematischer Zusammenhang «Beschwerden der Kindererziehung» angegeben wird.

Die andere im Idiotikon für unsere Wendung angeführte Stelle entstammt einer Schrift von Thüring Fricker. Fricker lebte von 1429 bis 1519, er war frühhumanistischer Gelehrter, beinahe 30 Jahre lang Stadtschreiber von Bern und zu seiner Zeit einer der einflussreichsten Politiker Berns und der Eidgenossenschaft. Auch literarisch bedeutend ist seine «Schrift über den Berner Twingherrenstreit von 1469–71, in der er die Position des in diesem Konflikt bedrängten Adels [der Twingherren] verteidigte.»<sup>20</sup> Unsere Wendung findet sich in einer Rede des Kürschnermeisters Hans Fränkli, des wichtigsten Sprechers der Twingherren. Fränkli lebte in verschiedenen Ämtern, die ihm von der Adligenpartei angetragen wurden, nicht schlecht, musste aber alles Einkommen für die standesgemässe Lebensführung aufwenden und konnte seinem Gewerbe der Kürschnerei, das sehr einträglich war, nicht nachgehen; nachdem er eine Familie gegründet hatte, bittet er die Twingherren um Entlassung aus ihren Diensten: *Als ich aber den gwin des gewerbs empfunden hat, und mich anfiengen kind, so mir lieb gsin, anfallen, wolt mich nit nutzlich dunken, das ich allein feiß und wol lebte, und nach minem hinscheidt die kinder mangel hettend; tet ich [...] min herren umb urloub bitten.*<sup>21</sup>

In dieser Stelle wird die Bedeutung unserer Wendung vielleicht am leichtesten fassbar, der Herausgeber hat sie m.E. im Glossar zur Ausgabe (S. 325) zutreffend paraphrasiert: «es fielen mich Kinder an ‚die Pflicht, für Kinder zu sorgen, fiel auf mich‘». Hans Fränkli, der ausdrücklich sagt, dass ihm seine Kinder lieb waren, also keine Last, empfindet diese Verpflichtung so stark, dass er seinem luxuriösen Lebensstil entsagt und zugunsten seiner Kinder gegen das einträgliche Gewerbe tauscht. Dieses Verständnis passt auch zum Gebrauch der Wendung in Hadlaubs Lied und bei Bullinger: Für Hadlaubs unbe-

mittelten Ehemann wird sich die Lage noch einmal verschärfen, wenn «ihn Kinder anfallen», zu der Gründung des Hausstandes die Verpflichtung zur Sorge für Kinder hinzukommt, und die gewollt Kinderlosen Bullingers sind es nicht deshalb, weil sie fürchten, dass die Kinder sie irgendwie «stören» könnten, sondern weil sie die Pflichten der Elternschaft scheuen, die ihnen mit den Kindern zuteil würden.

## 5

Durch Konsultation des Idiotikons konnte die schwierige Hadlaub-Stelle als feste Wendung identifiziert werden (jmdn. fallen Kinder an), die im Idiotikon mit zwei jüngeren Belegen aus Fricker und Bullinger vertreten ist, und durch näheren Vergleich aller drei Belegstellen liess sich die Bedeutungsangabe im Idiotikon (,jmdm. werden Kinder als Last zuteil‘) präzisieren im Sinne von ,jmdm. (Eltern) wird die Verpflichtung zur Sorge für (die eigenen) Kinder zuteil, fällt auf ihn‘.<sup>22</sup> Was ergibt nun der Vergleich mit den oben erwähnten historischen Wörterbüchern des Deutschen, die nach dem Idiotikon-Artikel entstanden sind?

Im Althochdeutschen ist die Wendung nach Ausweis des Wörterbuchs (3,546f.) noch nicht bezeugt; die Hadlaub-Stelle ist also der Erstbeleg überhaupt.

Unbekannt ist die Wendung dem Deutschen Rechtswörterbuch, obwohl es einen ausführlichen und stark untergliederten Artikel zu ,anfallen‘ hat (Bd. 1 [1934], Sp. 620–622), u.a. mit der Position «II. mit sachl. Subj., pers. Obj.», unter der die rechtssprachliche Hauptbedeutung ,zufallen‘ (von Besitz, Rechten usw.) gebucht ist, mit der das Idiotikon die Wendung in Verbindung bringt; und mit der Position «III. mit pers. Subj. u. Obj.», die nach der syntaktischen Beschreibung ebenfalls für die Wendung in Frage kommen könnte, zu der aber nur die Bedeutungen ,angreifen, überfallen‘, ,zur Rechenschaft ziehen, anklagen‘, bittend angehen‘ sowie das speziell rechtliche ,Lehnsangefälle beziehen‘ nachgewiesen sind, in denen das persönliche Subjekt anders als in unserer Wendung jeweils eine Agens-Rolle innehat.

Im Artikel des Frühneuhochdeutschen Wörterbuchs (Bd. 1 [1989], Sp. 1084–1087) erscheint die Wendung zwar, ist aber

als solche nicht erkannt und erkennbar, weil nur die Fricker-Stelle gebucht und missverstanden zu der Bedeutung ‚jemanden um Hilfe bitten, mit einer Bitte an jemanden herantreten‘ gestellt wird (Sp. 1086), offensichtlich ohne Konsultation des oben zitierten Glossars; auf das Idiotikon mit dem weiteren frühneuhochdeutschen Beleg bei Bullinger (und der abweichenden Bedeutungsangabe) wird nicht verwiesen.

Der eingangs bereits zitierte Artikel der Neubearbeitung des grimmschen Wörterbuchs über ‚anfallen‘ (Bd. 2 [1998], Sp. 855–859) bucht weder die Hadlaub-Stelle noch die beiden Idiotikon-Belege, bringt dafür aber einen weiteren schweizerischen Beleg der Wendung, der dem Idiotikon (und auch dem Frühneuhochdeutschen Wörterbuch) entgangen ist. Es handelt sich um eine Stelle aus Zwinglis Schrift «Von dem Predigtamt» (1525),<sup>23</sup> die gegen die Täufer gerichtet ist und in der Zwingli sich u.a. gegen Vorwürfe zur Wehr setzt, seine Heirat mit der wohlhabenden Witwe Anna Reinhart stehe einem evangelischen Pfarrer nicht wohl an. Zwingli antwortet darauf mit dem Hinweis auf die bescheidene und demütige Lebensführung seiner Frau seit der Heirat: sie habe seither weder aufwendige Kleider noch kostbaren Schmuck mehr getragen, *sondern wandlet wie ander gmein handwerckslüten eewyber* (S. 407, Z. 6). Er selbst habe keinen materiellen Vorteil durch die Ehe, er nehme sich *ires gûts nit umb einen haller an* (S. 408, Z. 6); das Leibgeding, das ihr ihre Kinder aus erster Ehe (bzw. deren Vormünder) aufgerichtet hätten, *bedarf sy wol zu irer ufenthaltung* (vollständig zu ihrem eigenen Unterhalt, S. 407, Z. 6f.). Unmittelbar im Anschluss daran heisst es mit unserer Wendung: *sy ist zu viertzig jaren, und vallend sy täglich kind an; darumb ich ouch sy genomen hab* (Z. 7f.). Der Sinn der Wendung ist in den älteren Ausgaben und Übersetzungen des 19. Jahrhunderts verschieden aufgefasst worden,<sup>24</sup> entweder als «sie kann noch immer Kinder bekommen» o.ä. oder, wie dann die zitierte Corpus-Reformatoren-Ausgabe in der Anmerkung zur Stelle erläutert: «gehen sie ihre Kinder täglich um Hilfe, Unterstützung an»; diese Erläuterung übernimmt der Grimm-Artikel und bucht die Wendung unter der Bedeutung ‚jmdn. um hilfe angehen, um etwas bitten‘ (Sp. 858, Z. 12–13). Nun hat Anna Reinhart zwar zu ihren drei Kindern aus erster Ehe in der Ehe mit Zwingli zwischen 1524 und 1528–1530 noch vier weitere Kinder geboren, aber im vorliegenden Zusammenhang

kann Zwingli wohl kaum sagen wollen, er habe Anna geheiratet, weil sie noch Kinder bekommen konnte. Andererseits befriedigt auch die Erläuterung der Ausgabe nicht, und zwar aus sachlichen wie aus sprachlichen Gründen. Die sachlichen: Von den Kindern aus erster Ehe heisst es im unmittelbaren Zusammenhang der Stelle ausdrücklich: *Ire kind habend rychtag* (Reichtümer, Vermögen) *gnüg. Gott verlych inen, das sy die recht bruchind!* (S. 408, Z. 1f.). Zwingli kann also auch nicht sagen wollen, er habe Anna geheiratet, um sie bei der Versorgung ihrer erwachsenen Kinder zu unterstützen; und von seinen eigenen Kindern war das erste, die Tochter Regula, gerade ein Jahr zuvor geboren, so dass sie also wohl der Fürsorge der Eltern bedurfte, aber die Mutter schwerlich «um Unterstützung angehen» konnte. Der sprachliche Grund: Kurz vor und kurz nach unserer Stelle ist von den Kindern aus erster Ehe die Rede, beide Male heisst es *ire kind* (S. 407, Z. 7 und S. 408, Z. 1); an unserer Stelle selbst aber in der für den Phraseologismus charakteristischen Weise unbestimmt *kind: und val-lend sy täglich kind an*. Man darf also annehmen, dass wie in den besprochenen drei anderen Belegen der Wendung von der (jeden Tag aufs Neue aufgegebenen) elterlichen Sorgepflicht die Rede ist, die Zwingli mit ihr teilen wollte; dabei dürfte vor allem an Regula gedacht sein, vielleicht auch an Gerold, das mit vierzehn Jahren jüngste Kind aus erster Ehe, dessen sich Zwingli schon vor der Ehe mit Anna in besonderer Weise angenommen hatte.

Den Schluss unserer Musterung der historischen Wörterbücher hinsichtlich ihrer Behandlung der Wendung macht als jüngstes das neue Mittelhochdeutsche Wörterbuch (Bd.1, 1/2 [2006], Sp. 296f.). Der Artikel zitiert den Hadlaub-Beleg (Sp. 297, 17f.) sehr knapp und ohne Kommentierung, so dass der «Haussorge»-Kontext nicht klar wird, und stellt ihn ohne Berücksichtigung seines phraseologischen Charakters mit ganz andersartigen Gebrauchsweisen unter der Sammelrubrik ‚jmdm. zukommen; jmdn. betreffen‘ («mit unpers. Subj.») zusammen. Für das Hadlaub-Zitat könnte von den beiden Interpretamenten nur ‚zukommen‘ in Erwägung gezogen werden<sup>25</sup> und sollte am ehesten wohl in der Richtung von Wachingers Übersetzung ‚wenn dir Kinder kommen‘ verstanden werden.

## 6

Was kann das Beispiel lehren? Nicht nur die Herausgeber und Kommentatoren der betreffenden Texte, sondern auch die nach dem Idiotikon erschienenen historischen Wörterbücher des Deutschen haben für das Verständnis unserer Wendung das Idiotikon nicht genutzt. Nur das Idiotikon aber kennt und zitiert mehr als einen Beleg der Wendung und lässt dadurch ihren phraseologischen Charakter deutlich werden, und nur in ihm wird (abgesehen vom zitierten Glossar der Fricker-Ausgabe) eine (annähernd) richtige Bedeutungserläuterung gegeben, die auch das Verständnis der beiden weiteren Belege (Hadlaub und Zwingli) erschliessen hilft. Das Idiotikon sollte zukünftig also als vollwertiges historisches Wörterbuch des Deutschen mindestens immer dann konsultiert werden, wenn Sprachgebrauch von Texten aus seinem Quellenbereich zu interpretieren ist. Dies ist seit Kurzem wesentlich erleichtert durch die kostenfreie Bereitstellung einer digitalisierten Version im Internet mit Suchhilfen, die das schnelle Auffinden des betreffenden Artikels für Benutzer, die nicht mit dem schmellerschen Ordnungssystem vertraut sind, enorm erleichtern (vgl. dazu Hans Bickels Beitrag in diesem Band).

Mindestens für schweizerische Quellen: Denn fraglich ist ja, ob wir es bei dem erörterten Phraseologismus wirklich mit einer echt schweizerdeutschen Wendung, einem für die Schweiz eigentümlichen Wortgebrauch zu tun haben. Die Wendung selbst bietet dafür keinen Anhaltspunkt, und es gibt auch in dem weiteren Gebrauchsspektrum von *anfallen*, das im Idiotikon-Artikel beschrieben wird, keine speziell schweizerdeutsche Anknüpfungsmöglichkeit, auch nicht in dem Gebrauch, mit dem der Idiotikon-Artikel selbst die Wendung (wohl mit Recht) zusammensieht – «etw. (Besitz usw.) fällt jemanden an, wird jemandem zuteil» –, denn das ist regional ganz unspezifisches Gemeingut des älteren Deutsch. Das Einzige, was für einen Helvetismus sprechen könnte, ist die ausschliesslich schweizerische *Bezeugung*. Aber – und damit komme ich auf den Anfang zurück – das könnte eine Täuschung sein, nämlich nur darauf beruhen, dass wir für keine andere regionale Varietät des Deutschen über eine so umfassende Beschreibung ihres historischen Wortgebrauchs verfügen, wie sie die deutschsprachige Schweiz in ihrem Idiotikon besitzt.

## Literatur

- Bauer, Werner (1996), «Die Etymologie in der deutschen Dialektlexikographie», in: Bremer / Hildebrandt, *Stand und Aufgaben der deutschen Dialektlexikographie*, S. 219–229.
- Bremer, Ernst, Hildebrandt, Reiner (Hg.), (1996), *Stand und Aufgaben der deutschen Dialektlexikographie: II. Brüder-Grimm-Symposion zur Historischen Wortforschung. Beiträge zu der Marburger Tagung vom Oktober 1992*, Berlin / New York: de Gruyter.
- Dalcher, Peter (1987), «Althochdeutsches im Schweizerischen Idiotikon», in: Bergmann, Rolf, Tiefenbach, Heinrich, Voetz, Lothar (Hg.), *Althochdeutsch*, Bd. 2. Heidelberg, S. 1025–1029.
- Haas, Walter (1981), *Das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache: Versuch über eine nationale Institution*, Frauenfeld: Huber.
- Jörg, Ruth (1996), «Durch die Brille des Lexikographen: Bedeutungsangaben bei historischem Wortgut, dargestellt am Beispiel des Schweizerdeutschen Wörterbuchs», in: Bremer / Hildebrandt, *Stand und Aufgaben der deutschen Dialektlexikographie*, S. 231–238.
- Schifferle, Hans-Peter (1996), «Konzepte und Pragmatik historischer Lexikographie am Schweizerdeutschen Wörterbuch», in: Bremer / Hildebrandt, *Stand und Aufgaben der deutschen Dialektlexikographie*, S. 239–250.
- Schifferle, Hans-Peter (2011), ««Nachwähr», «Viehwährschaft» und verwandte Garantien. Rechtsgeschichtliche Aspekte einer Wortfamilie im Schweizerischen Idiotikon», in: Kocher, Gernot, Lück, Heiner, Schott, Clausdieter (Hg.), *Beiträge zur Rechtsikonographie, Rechtsarchäologie und rechtlichen Volkskunde* (Signa Iuris 7), Halle/Saale: Junkermann.
- Sonderegger, Stefan (2003), «Aspekte einer Sprachgeschichte der deutschen Schweiz», in: Besch, Werner, Betten, Anne, Reichmann, Oskar, Sonderegger, Stefan (Hgg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl., Bd. 3, Berlin/New York: de Gruyter, S. 2825–2889.

## Anmerkungen

- 1 Z.B. im Deutschen Universalwörterbuch der Dudenredaktion (Mannheim / Zürich: Dudenverlag, 7. Aufl. 2011: 722) in der folgenden Formulierung: «Bewusstsein von Gut u. Böse des eigenen Tuns; Bewusstsein der Verpflichtung einer bestimmten Instanz gegenüber».
- 2 Vgl. Jörg (1996: 231): «Als man um 1860 begann, Materialien zu einem Wörterbuch zu sammeln, war mit Zeugnissen älterer Gewährspersonen der Sprachstand bis zur Jahrhundertwende zurück zu erfragen. So bot sich das Jahr 1800 als Schwelle zwischen lebendiger Mundart und historischer Sprache an. Unterdessen hat die Mundartschicht eine Mächtigkeit von 200 Jahren erreicht, und es wird nötig, das Alter eines Zeugnisses anzugeben, wobei jedoch nicht von der synchronen Betrachtung abgewichen wird.»
- 3 Ebd.
- 4 Vgl. zur Anknüpfung des Idiotikons an Schmeller Schifferle (1996: 241), allgemeiner zur Pionier- und Vorbildfunktion Schmellers für die historische Dialektlexikographie Bauer (1996: 220f.).
- 5 Bauer (1996: 224).
- 6 Dazu ausführlich am Beispiel der Wortfamilie *währen*, Gewähr leisten' Schifferle (2011).
- 7 Schifferle (1996: 246f.).
- 8 Ausführlich dazu Jörg (1996).
- 9 Vgl. in der tabellarischen Übersicht bei Bauer (1996: 229) die Spalte zum Anteil der historischen Belege in 22 berücksichtigten Dialektwörterbüchern und die Feststellung, dass die Einbeziehung der Sprachgeschichte «besonders im Schweizerischen Idiotikon stark ausgeprägt [ist]; sie kann dort gelegentlich bis zur lückenlosen Dokumentation und Beschreibung der Ausdrucks- und Inhaltsseite eines Wortes vom (Spät-)Mittelalter bis in die jüngste Zeit gehen» (S. 224).
- 10 Jörg (1996: 232).
- 11 Sonderegger (2003: 2842).
- 12 Dalcher (1987: 1026).
- 13 Zu Hadlaub: Schweikle, Günter (1981), Art. «Hadlaub, Johannes», in: Kurt Ruh u.a. (Hg.): Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, Bd. 3, Sp. 379–383; zur Großen Heidelberger Liederhandschrift: Kornrumpf, Gisela, Art. «Heidelberger Liederhandschrift C», in: ebd., Sp. 584–597, zum möglichen Anteil Hadlaubs dort Sp. 586f.
- 14 Deutsche Lyrik des Spätmittelalters (Bibliothek des Mittelalters 22), Frankfurt a.M. 2006 (Nachdruck als Taschenbuch Berlin 2010), S. 354f.
- 15 Höver, Werner, Kiepe, Eva (1978) (Hg.), *Gedichte von den Anfängen bis 1300 (Epochen der deutschen Lyrik Bd. 1)*, München: dtv, S. 487; Schiendorfer, Max (1986) (Hg.), *Johannes Hadlaub: Die Gedichte des Zürcher Minnesängers*, Zürich und München: Artemis, S. 33; ders. (1990) (Hg.), *Die Schweizer Minnesänger: Nach der Ausgabe von Karl Bartsch neu bearb. und hg. Bd. 1: Texte* [mehr nicht erschienen], Tübingen: Niemeyer, S. 324; Leppin, Rena (1995) (Hg.), *Johannes Hadlaub: Lieder und Leichs*, Stuttgart / Leipzig: Hirzel, S. 166; Wachinger 2006 [wie Anm. 12], S. 355.
- 16 Vgl. etwa das Deutsche Universalwörterbuch der Dudenredaktion (2011: 143).

- 17 Vgl. Bd. 2 [1998], Sp. 858, Z. 74ff.; der Berner Indogermanist Albert Debrunner kritisiert diesen Gebrauch 1951 als Neuerung der «Amtsstuben», vgl. unten Anm. 22.
- 18 Leppin hätte sich dafür auf das Frühneuhochdeutsche Wörterbuch berufen können, in dem unsere Wendung so interpretiert wird (wenn auch nicht mit Recht; vgl. dazu unten unter 5); sie scheint es aber nicht benutzt zu haben, denn es fehlt unter den im Literaturverzeichnis genannten Wörterbüchern.
- 19 Roth, Detlef (2009) (Hg.), *Der christlich eestand*, in: Heinrich Bullinger: Pastoral-theologische Schriften (Werke, Dritte Abteilung: Theologische Schriften, Bd. 5), Zürich: TVZ, S. 79–190, hier S. 110.
- 20 Schmid, Regula (2005), Art. «Fricker, Thüring», in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 22.2.2005, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D14740.php>
- 21 Gottlieb Studer (1877) (Hg.), *Thüring Frickarts Twingherrenstreit*, in: Quellen zur Schweizer Geschichte Bd. 1, S. 1–187 (Text), 325–341 (Glossar, Nachträge und Verbesserungen), hier S. 128.
- 22 Dass die knappe Angabe des Idiotikons missverstanden werden kann, zeigt eine Bemerkung des Indogermanisten Albert Debrunner in seiner Berner Rektoratsrede von 1951, die sprachkritischen Ausführungen über «Aktuelle Sprachwissenschaft. Zeitgeschehen und Zeitgeist im Spiegel der Sprache» gewidmet war (Bern 1952: Haupt). Debrunner geht dabei auf den «neuen Gebrauch» von ‚anfallen‘ im Sinne von ‚sich ergeben, vorkommen‘ usw. (wie oben S. 110 mit Anm. 16 und 17) ein, dessen Ursprung er in «den Amtsstuben» vermutet, und stellt ihm den alten rechtssprachlichen Gebrauch ‚jmdm. von Rechts wegen zufallen‘ gegenüber, der auch im Schweizerdeutschen üblich gewesen sei; als Beispiel führt Debrunner mit Verweis auf das Idiotikon u.a. auch unsere Wendung an: «Bullinger schreibt 1540: *der ungläubig fürcht, in fallind kind an, vertrüwet Gott nit*, d.h. er fürchtet, es könnten ihm Kinder zuteil werden» (S. 13; Hinweis von Thomas Gloning, Giessen).
- 23 Im Folgenden zitiert nach: Huldreich Zwingli Sämtliche Werke. Unter Mitwirkung des Zwingli-Vereins Zürich hg. v. Emil Egli u.a., Bd. 4 (Corpus Reformatorum 91), Leipzig: Heinsius 1927 (Reprint München: Kraus 1981), S. 369–433.
- 24 Vgl. dazu Farner, Oskar (1916), «Anna Reinhart, die Gattin Ulrich Zwinglis», in: Zwingliana 3, S. 197–211 und 229–245, hier S. 232, Anm. 59.
- 25 Obwohl der Beleg aus dem «Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300» (825,12), der dieses Interpretament liefert, nach dem Wörterbuch der mittelhochdeutschen Urkundensprache (1,108b unter B3), aus dem er übernommen ist, im Sinne von ‚jmdm. zukommen, zustehen‘ zu verstehen ist.

# Fortschreitende Digitalisierung: Neue Zugriffe auf das Idiotikon

*Hans Bickel*

Ab 2005 hat die Redaktion des Idiotikons begonnen, eine Digitalisierungsstrategie für die Online-Nutzung des Idiotikons zu formulieren.<sup>1</sup> Ziel war es einerseits, die Benutzung des gedruckten Wörterbuchs mit seiner anspruchsvollen Lemmaanordnung nach den Stammwörtern zu erleichtern, und andererseits, das Wörterbuch durch eine Online-Ausgabe neuen Nutzerkreisen zugänglich zu machen. Dabei galt es, die folgenden Voraussetzungen zu beachten:

- Das *Schweizerische Idiotikon* wurde Mitte des 19. Jahrhunderts als gedrucktes Wörterbuch konzipiert. Eine streng formalisierte und durchstrukturierte Mikrostruktur war im Hinblick auf die angestrebte Zielgruppe gebildeter, sprachlich und kulturhistorisch interessierter Leser weder notwendig noch adäquat. Die sinnvolle Benutzung des gedruckten Idiotikons setzt daher eine äusserst genaue Lektüre voraus. Die Wörterbuchartikel müssen lesend interpretiert werden. Eine Überführung der Artikel in eine formalisierte Struktur wäre nur in einem aufwendigen Redaktionsprozess möglich.
- Die Arbeit am gedruckten Werk ist noch nicht abgeschlossen. Bis zum Abschluss des 17. und letzten Bandes werden noch ungefähr zehn Jahre verstreichen. Daraus ergibt sich, dass die Redaktionsarbeit in den nächsten Jahren auf die Fertigstellung der gedruckten Ausgabe fokussiert werden muss. Eine digitale Ausgabe kann daher vorläufig nur ein Zusatzprodukt sein, das den Abschluss der gedruckten Ausgabe weder nennenswert verzögern noch ersetzen darf.
- Eine grundlegende Konzeptänderung der gedruckten Ausgabe ist weder möglich noch sinnvoll. Die gedruckte Ausgabe soll als einheitliches, lediglich von Zeit zu Zeit organisch weiterentwickeltes Werk abgeschlossen werden.

- Der weit zurückliegende Arbeitsbeginn am Idiotikon Mitte des 19. Jahrhunderts hat zur Folge, dass kaum digitale Daten der gedruckten Wörterbuchbände vorliegen. Erst ab Heft 210 aus dem Jahr 2005 steht eine PDF-Datei der Druckvorlage zur Verfügung. Strukturierte oder vorannotierte Daten beispielsweise in XML-Form gibt es nicht.

Die Aufgabe bestand also darin, eine Digitalisierungsstrategie für ein zu 95 Prozent fertiggestelltes Wörterbuch zu definieren, die weder finanziell noch zeitlich die Möglichkeiten der Redaktion sprengen würde, die aber doch einen benutzerfreundlichen digitalen Zugang zum Wörterbuch ermöglichen sollte. Es wurde deshalb beschlossen, bei der Digitalisierung in kleineren, aufeinander aufbauenden Schritten vorzugehen, indem zuerst die Zugriffsstrukturen auf die gedruckten Bände ausgebaut werden sollten, die in einem zweiten Schritt den Online-Zugriff auf ins Netz gestellte Faksimiles der gedruckten Bände erlauben würden. Die Entscheidung, zuerst ein elektronisches Register online zu stellen, fiel umso leichter, als die dazu benötigten Daten zu diesem Zeitpunkt die einzigen waren, die bereits gesamthaft elektronisch erfasst waren und nur noch für den Webzugriff aufbereitet werden mussten. Als Fernziel der schrittweisen Digitalisierung sollte zum Schluss ein im Volltext digitalisiertes und nach TEI-Richtlinien<sup>2</sup> strukturiertes Wörterbuch vorliegen.

## **Zu den einzelnen Digitalisierungsschritten**

Der erste Schritt sah vor, ein datenbankbasiertes Register ins Netz zu stellen, das die Suche nach Stichwörtern in den gedruckten Bänden erleichtern sollte. Im Schweizerischen Idiotikon sind die Stichwörter nach dem sog. schmellerschen Alphabet angeordnet. Dies bedeutet, dass die Reihenfolge der Stichwörter dem Konsonantengerüst ihrer Wortstämme folgt.<sup>3</sup> Das sichere Auffinden eines Stichwortes ist ohne Register nur für geübte Nutzer zuverlässig möglich. Aus diesem Grund wurde 1990 ein gedrucktes Register für die Bände I bis XI erstellt, und seither wird jedem Band ein gedrucktes Bandregister beigegeben. Die Digitalisierung dieser Register hat

den Vorteil, dass nicht mehr in mehreren gedruckten Registern, sondern nur noch an einer Stelle gesucht werden muss. Zudem erlaubt ein elektronisches Register, automatisiert Schreibungsvarianten zu generieren, so dass ein Wort häufig auch ohne genaue Kenntnis der Lemmatisierungsgrundsätze gefunden werden kann.<sup>4</sup> Es beinhaltet zusätzlich auch eine automatisch generierte Verhochdeutschung der Lemmaansätze.<sup>5</sup> Schliesslich erlaubt es die Suche nach Wortbestandteilen, beispielsweise nach Suffixen wie *-lich*, *-heit*, *-nis/-nus* usw. Im Juni 2008 konnte eine erste Version des elektronischen Registers aufgeschaltet werden, die seither bei Bedarf mit neuen Stichwörtern und Varianten aktualisiert wird.

In einem zweiten Schritt wurden alle Bände und die Hefte des XVI. Bandes von einer spezialisierten externen Firma<sup>6</sup> gescannt. Dank dem elektronischen Register konnten die digitalisierten Seitenbilder, die aus Performance-Gründen allerdings stark komprimiert werden mussten, mit relativ kleinem Aufwand in ein digitales System eingebunden werden, das eine schnelle und gezielte digitale Wörterbuchbenutzung ermöglicht. Im September 2010 konnte nach internen Tests das System der Öffentlichkeit zur Nutzung via Webbrowser zugänglich gemacht werden. Von einer Zugangsbeschränkung, Kostenpflicht oder einem obligatorischen Anmeldeverfahren wurde abgesehen, da das öffentlich finanzierte Wörterbuch im Sinne von *Open Access* interessierten Nutzern unentgeltlich zur Verfügung stehen sollte.

Der dritte Digitalisierungsschritt sah den weiteren Ausbau der elektronischen Zugriffsstrukturen, d.h. der Registerdaten, vor. Die Redaktion des Idiotikons verfügt über ein sog. grammatisches Register, das von Hans Wanner (Bände I bis XIII) und Kurt Meyer (Band XIV) handschriftlich auf Karteikarten erfasst wurde. Es ist zu einem guten Teil impressionistisch entstanden, indem die beiden Bearbeiter die Wörterbuchartikel jeweils gelesen und zu allen grammatischen Phänomenen, die ihnen aufgefallen sind, ein entsprechendes Stichwort notiert haben. Vollständigkeit war nicht angestrebt. Es ging vielmehr darum, für verschiedenste grammatische Kategorien Beispiele zur besseren Beurteilung neu auftretender Probleme während des Redaktionsprozesses am Wörterbuch aufzulisten. Das grammatische Register ist damit ein Arbeitsinstrument für die sprachwissenschaftliche Forschung und kein vollständiges

Register aller grammatischen Erscheinungen des Schweizerdeutschen. In den Jahren 2011/2012 wurden die handschriftlichen Angaben auf den Karteikarten von Dr. Ingrid Bigler in eine Datenbank übertragen. Insgesamt stehen so über 62 000 Einträge zu fast 3 000 grammatischen Kategorien zur Verfügung.

## 5. Lexikalisches

### 5.1. Verwendung

5.1.1. Subst. wird zu

5.1.2. Adv., Partikel wird zu Adj.

5.1.3. Namen

5.1.4. 1. Glieder

5.1.5. Grußwörter

5.1.6. geogrf. beschränkt bzw. konzentriert

### 5.2. Herkunft (fremd)

5.2.1. aus dem Nhd. / der Schriftspr.

5.2.2. Nd.

5.2.3. Randwörter

5.2.4. andere germ. Sprachen

5.2.5. vorgerm. bzw. aus Substratsprachen

5.2.6. nicht-germ. (ohne gemeind. Lehnw.) vgl. 4.6.

5.2.7. Sondersprachen

5.2.8. Moderne Fremdwörter

### 5.3. Herkunft

5.3.1. Dunkel, unsicher bzw. nicht erklärt, auch W. an sich fraglich

5.3.2. Dunkel, unsicher, doch vermutl. fremder Herkunft (vgl. 5.2. Herkunft)

## Grammatisches Register zum Schweizerischen Idiotikon

Die unterstehenden Lemmata gehören zur jeweiligen grammatischen Kategorie. Durch Klicken auf das Lemma gelangen Sie zum entsprechenden Wörterbuchartikel. Die Kategorie **5.2.7.** hat **355** Einträge.

	5.2.7.1.	Lexikalisches: Herkunft: Sondersprachen: Apothekerspr.
• Hirschgeltropfe <sup>6</sup>	14,1269	Komm.: u. weitere Zssen
• Wärmilch	4,206	
• Bock(s)bart	4,1615	
• Zitrose <sup>6</sup>	6,1403	
• Viole <sup>6</sup> saff	7,395	
• Flöhsäme <sup>6</sup> -d-	7,934	
• Rossschwefel	9,1727	
• Messerspiz	10,694	
• Chatze <sup>6</sup> tape <sup>6</sup>	13,917	Komm.: (Bed. 2)
• Trodel	-d- 14,339	Komm.: (Bed. 3b)
• Salomönstropfe <sup>6</sup>	14,1272	
• Soldatentropfe <sup>6</sup>	14,1272	
• Schärenschiffertropfe <sup>6</sup>	14,1272	
• Wiggis II	15,1027	
• Goldwurz	16,1728	Komm.: (Bed. 1b)
• Schlagwasser	16,1835	

**Abb. 1:** Links ein kleiner Ausschnitt aus den grammatischen Kategorien, rechts die Einträge unter der Kategorie 5.2.7.1. *Lexikalisches: Herkunft: Sondersprachen: Apothekerspr.*

Die elektronische Version des grammatischen Registers bietet neben einem schnelleren Zugriff und der Möglichkeit der öffentlichen Nutzung auch einen umgekehrten Zugriff, indem nun angezeigt werden kann, zu welchen Lemmata überhaupt grammatische Informationen im Register erfasst wurden.

**Das Schweizerische Idiotikon digital, Bd I bis XVI, Heft 219**

---

Geben Sie ein Suchwort in der mundartlichen oder historischen (mhd./frñhd.) Form ein:

Suchwort:  Suchtipps

freie Suche  nur nach ganzen Wörtern suchen | Absenden

**Die Anfrage «beka» mit der Option «frei» liefert die folgenden 11 Einträge im Register:**  
 (Klicken Sie auf den Registereintrag, um auf die entsprechende Seite des Wörterbuchs zu gelangen.)

Lemmata	Grammatisches Register
• b(e)challe <sup>n</sup> 3,193	(s. a. das gramm. Reg.)
• b(e)chäm 3,257	(s. a. das gramm. Reg.)
• b(e)channt 3,371	
• b(e)channtli <sup>ch</sup> 3,372	
• b(e)chappen 3,398	(s. a. das gramm. Reg.)
• bëgge <sup>n</sup> 4,1079	
• Bekäl(i)s 4,1113	(s. a. das gramm. Reg.)
• bekallen 3,194	(s. a. das gramm. Reg.)
• Bekanntnisbrief 5,460	
• Bekanntnisstabellen 12,62	
• Bekanntschaft 3,373	(s. a. das gramm. Reg.)

**Abb. 2:** Bei der Stichwortsuche wird jeweils angegeben, wenn zu einem Lemma grammatische Informationen erfasst wurden. Durch Klicken auf «gramm. Reg.» wird die entsprechende Stelle im grammatischen Register aufgerufen und man kann sich auch die weiteren Stichwörter anzeigen lassen, die in die gleiche grammatische Kategorie gehören.

Im vierten Schritt der Digitalisierung ging es darum, auch den Volltext des Wörterbuchs in einer unkorrigierten OCR-Fassung<sup>7</sup> zugänglich zu machen. Dazu wurden die digitalisierten Faksimile-Seiten mithilfe des Texterkennungsprogramms *Abbyy® FineReader* in durchsuchbare Textdokumente konvertiert. Die häufigen Schriftwechsel (recte, kursiv, Kapitälchen, griechischer Text), Sonderzeichen (z.B. Vokallängen) und vor allem die hochgestellten Buchstaben in den mundartlichen Belegen haben die Erkennungsgenauigkeit, die bei gut lesbaren, typographisch einfachen Texten bei über 99 Prozent liegt, merkbar verringert. Darum wurden, wo systematische Fehler in grösserer Zahl vorkamen, diese mittels Suchen und Ersetzen nachkorrigiert, so dass zwar kein fehlerfreier, aber ein doch für die meisten Informationsbedürfnisse brauchbarer Text entstanden ist. Dieser Text wird allerdings nicht angezeigt, sondern liegt gleichsam unter den Faksimile-Bildern, wo er für die Volltextsuche verwendet werden kann.

<p><b>rinnelo<sup>n</sup> rünnele<sup>n</sup></b>: Dim. zu <i>rinnen</i> AA; S; NDW (Matthys). a) = <i>brünnelen</i> 1 (Bd V 672) AABr. <i>Es rünnelet noch in ein<sup>m</sup> furt</i>, von beharrlichem Nasenbluten. <i>Der Schweis ist-em über 's G'sicht abe<sup>n</sup> g'rünnelet wi<sup>n</sup>-es Bächli</i>. — b) <i>sickern</i> S; vgl. <i>dur<sup>ch</sup>e<sup>n</sup>-r</i>.</p>
<p><b>rinnele rünnelen</b>: Dim. zu <i>rinnen</i> AA; S; NDW (Matthys). a) = <i>brünnelen</i> 1 (Bd V 672) AABr. Es rünnelet noch in einem furt, von beharrlichem Nasenbluten. Ber Schweis ist-em über G'sicht aben gWünnelet wie-n-es Bächli. — b) <i>sickern</i> S; vgl. <i>durchen-r</i>.</p>

**Abb. 3:** Willkürlich ausgewähltes Beispiel aus Bd. VI 998 mit oben der Faksimile-Abbildung, unten dem Resultat der automatischen Texterkennung. Am meisten Probleme bieten die kursive Schrift und die Hochstellungen. Aus diesem Grund erscheinen hier überdurchschnittlich viele Fehler. Den Benutzern wird jedoch nur das Faksimile-Bild gezeigt. Der mit OCR gewonnene Text dient einzig dazu, eine Volltextsuche im gesamten Wörterbuch zu ermöglichen.

Die elektronischen Register, Faksimile-Bilder und der OCR-Text wurden vom Computerlinguisten Tobias Roth auf Basis des als *Open Source* erhältlichen Bookreaders<sup>8</sup> in der ersten Hälfte 2012 in ein Gesamtsystem integriert, das die Registersuche, das Blättern im Wörterbuch und die Volltextsuche erlaubt. Damit ist eine benutzerfreundliche digitale Ausgabe des Idiotikons entstanden, die einen zuverlässigen Zugriff auf alle Lemmata erlaubt. Dank den automatisch generierten Varianten und Verhochdeutschungen ist das Auffinden der Wörterbuchartikel um einiges zuverlässiger und einfacher, als es in einem Regionalwörterbuch mit historischen und mundartlichen Ansätzen und dem schmellerschen Anordnungssystem zu erwarten ist. Zusätzlich sind ungefähr 95 Prozent des Volltextes für die Suche zugänglich. Dank dem grammatischen Register, das nach meinem Kenntnisstand in dieser Form für kein anderes grosses Wörterbuch existiert, bietet das Online-System auch viele Hinweise auf grammatische Phänomene. Mit anderen Worten: Die digitale Version des Wörterbuchs bietet vielfältige, ja fast einmalige Zugriffsstrukturen, die es zu einem überaus brauchbaren elektronischen Nachschlagewerk machen.

Ausstehend nach der ursprünglichen Digitalisierungsstrategie ist nur noch der letzte Schritt, nämlich die Erstellung einer korrigierten Volltextausgabe nach TEI-Standard.

Dies würde normalerweise bedingen, dass das Wörterbuch von geschulten Fachkräften im Double- oder Triple-Keying-Verfahren abgeschrieben und rudimentär annotiert wird.<sup>9</sup> Die Annotierung beschränkt sich allerdings auf typographisch klar erkennbare Merkmale, da die dazu eingesetzten meist chinesischen Datatypistinnen die Mikrostruktur des Wörterbuchs nicht entschlüsseln können und in der Regel auch überhaupt kein Deutsch verstehen. Beim *Deutschen Wörterbuch*, das auf diese Weise digitalisiert wurde, wurden daher lediglich die typographischen Merkmale wie Kursivierung, Sperrung, Hoch- und Tiefstellung und Schriftgrößenwechsel sowie Zeilen-, Spalten- und Seitenumbruch durch eindeutige Codierungen gekennzeichnet.

Wir haben ausgehend von diesen Limitierungen analysiert, ob und inwieweit ein auf diese Weise gewonnener Volltext weitergehend und möglichst maschinell annotiert werden könnte, um neue Möglichkeiten der Wörterbuchansicht und -nutzung zu eröffnen. Eine ausgebauten Annotierung müsste die einzelnen Elemente der Mikrostruktur mit sogenannten *Tags* auszeichnen, also letztlich geographische und grammatische Angaben aufschlüsseln und Belege und Quellen richtig zuordnen. Die Analyse hat ergeben, dass eine solch elaborierte Annotierung nur durch Handarbeit mit sehr gut geschulten Fachkräften zuverlässig gemacht werden könnte. Die Mikrostruktur ist zu komplex und daher maschinell nur zu einem kleinen Teil aufschlüsselbar. Sie bietet sogar für geschulte Wörterbuchbenutzer noch viele Fallstricke, die nur durch genaues Studium eines Artikels vermieden werden können. Die Annotierung der bisher erschienenen über 30 000 Spalten würde, wenn man für die Annotierung eine Stunde pro Spalte einrechnet, über fünfzehn Mann- bzw. Fraujahre benötigen. Dazu kommt, dass gerade die sog. Formentabelle am Artikelanfang kaum ohne Weiteres in eine generell strukturierte Form überführt werden könnte, die computergestützte Auswertungen zuliesse. Dies einerseits darum, weil der Aufbau der Tabelle bereits ziemlich kompliziert und formal uneinheitlich ist, und andererseits, weil die Angaben interpretiert werden müssen. Gerade die geographischen Angaben haben manchmal mehr exemplarischen, zusammenfassenden Charakter, manchmal aber geben sie auch punktgenau einen oder wenige Orte an. Zudem können sie sich auf eine spezielle Bedeutungsziffer oder gar auf ein Kompo-

situm zum betreffenden Grundwort beziehen, ohne dass dies explizit erwähnt wird. Auch die bloße Auflösung der geographischen Abkürzungen dürfte einige Schwierigkeiten bieten, da vorausgehende und nachfolgende Zeichen wie Punkt und Komma für die Interpretation entscheidend sind.

**Wīb** (bzw. *-ei-*), in ‚GrAv., D., Says‘ (neben *-b*); PRIMA; W (neben *-b*) *Wīp*, in BFrut.; GRA., Furna, Grūsch (neben *-ī-*), Trimm.; PRi. *Wīb*, in GRMu., ObS., Rh., S., Ths, Val., V.; TB.; U *Wīp* – n., Pl. *Wīber* (bzw. *-ei-*), in FJ.; GRObS., Trimm.; GWalensee *Wīber*, Dim. *Wībli* AA; AP; Bs; B, so Böd., Brünigen, E., Gr., G. (vgl. u.), Hk., Ha. (vgl. u.), M., O., Sa., S.; FSS.; GL; GRAr., Cast., Chur, Churw., Fan., Grūsch, He., Kübl., Malad., Mu. (vgl. u.), Rh., Schs; L; PPO. (vgl. u.); G; SCH; SCHW; S; TH; NÖW (neben *-ilti*); WVt. (jung); Z, *Wībli* FJ.; TB. (in Bed. 2b), *Wīpli* GRHint. (vgl. u.), Mu. (vgl. o.), ObS., Ths, V.; U; WBrig (in Bed. 2b; vgl. u.), *Wībji* (bzw. *-ei-*) PAL., Gr., Iss., Mac., Po. (vgl. o.), Sal., *Wībi* BFrut., G. (vgl. o.), *Wībalti* BBr., Ha. (vgl. o.); GRAV., Hint. (vgl. o.), S., Spl.; W (*-ilti*; vgl. u.), *Wībalti* W (vgl. o.), so Brig (vgl. o.), Lö., Zerm., *Wīptschi* TB. (vgl. o.), *Wī-be<sup>n</sup>* f. BBöd. (neben *Wīb*), G., Ried b/Frut.; vgl. die Anm.:

**Abb. 4:** Eine sog. Formentabelle mittlerer Komplexität. In ihr werden Aussprache- und Formvarianten zum Artikel *Wīb*, *Weib* aufgelistet und verortet. Die Überführung in eine formalisierte Struktur wäre mit erheblichem Aufwand verbunden.

Der Aufwand für eine korrigierte und annotierte Volltextdigitalisierung würde sich nur dann wirklich lohnen, wenn man damit die Wörterbuchstruktur so weit aufschlüsseln könnte, dass Teilwörterbücher beispielsweise nach Zeitstufen oder nach Regionen weitgehend automatisch generiert werden könnten. Wenn damit aber lediglich die Abkürzungen aufgelöst und der Text typographisch anders dargestellt werden kann, ist gegenüber der Faksimile-Ausgabe wenig gewonnen.

Aus diesen Gründen sind wir zum Schluss gelangt, dass ein weiterer Ausbau der Zugriffsstrukturen, d.h. der bereits bestehenden Register, weit mehr Gewinn für die Wörterbuchnutzer abwerfen könnte. Wir haben daher ein Projekt in Planung genommen, das wir hier erst skizzieren können. Geplant ist demnach, das Register um die folgenden Einträge zu erweitern:

1. Korrigierte Verhochdeutschung
2. Wortart
3. Bedeutungserläuterung
4. Metatext
5. Bedeutungskern/Lesart
6. Sachgruppe, Begriffssystem
7. Synonyme
8. Zeitliche Einordnung des Lemmas

Ad 1.: Im Idiotikon werden die Lemmata im Wesentlichen mundartlich angesetzt, und zwar in der jeweiligen mundartlichen Lautung, die dem Mhd. am nächsten kommt.<sup>10</sup> Andere historische und Mundart-Wörterbücher wie insbesondere das *Deutsche Wörterbuch* haben eine standarddeutsche bzw. verhochdeutsche Ansatztechnik gewählt. Für die automatische Verlinkung mit diesen Wörterbüchern braucht es ein Register verhochdeutscher Lemmata. Bei Wörtern, die auch im Hochdeutschen existieren, ist dies relativ einfach zu bewerkstelligen, so kann schwdt. *Hūs* problemlos mit *Haus* verhochdeutsch werden. Bei schwdt. *Stäge* ‚Treppe‘<sup>11</sup> muss entschieden werden, ob eine pseudohochdeutsche Form *Stege* oder das existierende *Stiege* gewählt werden soll. Da im *Deutschen Wörterbuch*<sup>12</sup> ein Lemma *Stege* angesetzt ist, ist die pseudohochdeutsche Form vorzuziehen. Ebenfalls eine pseudohochdeutsche Form wird man bei Wörtern wie schwdt. *Tschöli/Tscholi*<sup>13</sup> ‚einfältiger Mensch‘ kreieren müssen, das bei Grimm fehlt, aber immerhin beim *Wörterbuch der elsässischen Mundarten*<sup>14</sup> als *Tscholi* angesetzt ist.

Ad 2.: Die Wortart wird für jede Bedeutungsziffer eines Lemmas separat erfasst und dürfte in der Regel keine Probleme bieten.

Ad 3.: Die Bedeutungserläuterung soll aus Zeitgründen, wo immer möglich, wörtlich aus dem Wörterbuch übernommen werden, auch da, wo eine aus heutiger Sicht veraltete Formulierung steht. Dort, wo im Wörterbuch lediglich auf ein anderes Lemma verwiesen wird, soll der Verweis nach Möglichkeit<sup>15</sup> aufgelöst werden.

Ad 4.: Unter Metatext werden Stilmarkierungen wie *scherzhaft*, *veralternd* u.ä., aber auch Domänenangaben wie *Gassensprache*, *Jägersprache* usw. verstanden.

Ad 5.: Eine besondere Herausforderung bietet der Bedeutungskern oder die Lesart. Ziel der Erfassung einer solchen Angabe ist der onomasiologische Zugriff auf das Wörterbuch. Der Bedeutungskern soll vornehmlich aus einem allenfalls mit einer Angabe der Stilschicht (*abwertend*, *bildungssprachlich*, *derb* usw.) ergänzten, charakterisierten Wort bestehen, das den zentralen Bedeutungsgehalt wiedergibt. Beim Lemma *Weidling* Bed. a) ‚länglicher, eher schmaler Kahn mit flachem Boden‘<sup>16</sup> ist der Bedeutungskern ‚Boot‘. Bei *Schlufi 2ß* ‚armer, ungebildeter, verachteter Mensch der untersten Klasse‘<sup>17</sup> bildet ‚Mensch (abwertend)‘ den Kern. Aus diesen Angaben entsteht ein Register, das ausgehend von den Kernbedeutungen die Auflistung aller entsprechenden Lemmata erlaubt.

Ad 6.: Noch in Prüfung ist die zusätzliche Erfassung einer Sachgruppe, die eine weitere onomasiologische Abstrahierung des Bedeutungskerns erlauben würde. Die Adaption der dornseiffischen Sachgruppen kommt nicht in Frage, da dieses System für die vorgesehene Erfassungszeit zu komplex ist. Wesentlich einfacher und für unsere Zwecke vermutlich besser geeignet ist das von Rudolf Hallig und Walther von Wartburg entworfene Begriffssystem, das uns von Rudolf Post, dem ehemaligen Leiter des *Badischen Wörterbuchs*, in einer aus dem französischen übersetzten und adaptierten Fassung zur Verfügung gestellt wurde, die auch vom *Südhessischen Wörterbuch* eingesetzt wurde.

Nach diesem System wird dem Lemma *Stäge* mit der Bedeutung ‚Stiege, Treppe allg.‘ die Kategorie «7000 Der Mensch sozial (Arbeit und Umwelt)/7700 Wohnung/7720 Teile des Hauses» bzw. «7800 Strassen und Verkehr/Transport (auch körperlich)/7810 Strassen, Wege» zugewiesen, während *Tschöli/Tscholi* ‚einfältiger Mensch‘ die Kategorie «6000 Der Mensch geistig/moralisch/allg. Verhalten/6100 Bez. für Menschen nach geistiger/moralischer/charakterlicher Wertung/6114 fauler/fleissiger, liederlicher/ordentlicher Mensch» erhält. Dabei genügt es, jeweils die Nummer der letzten Kate-

gorie einzugeben, die übergeordneten Kategorien werden im hierarchischen System automatisch zugeordnet.

Ad 7.: Ursprünglich war geplant, auch die jeweils nach den Bedeutungen aufgeführten Synonyme aufzunehmen. Sollte sich das Sachgruppenregister als praktikabel erweisen, kann jedoch darauf verzichtet werden, da die Synonyme durch die Sachgruppen sogar zuverlässiger erfasst werden, als sie in den gedruckten Bänden jeweils aufscheinen.

Ad 8.: Das Idiotikon bildet 700 Jahre Sprachgeschichte des Schweizerdeutschen ab. Es ist deshalb naheliegend, bei allen Bedeutungen eines Lemmas die jeweilige zeitliche Einordnung zu erfassen. Wir denken dabei an ein dreistufiges System zur Erfassung des Belegzeitraums: vor 1600, 17./18. Jahrhundert, rezent mundartlich (d.h. nach 1800). Dies wird erlauben, einerseits quasi auf Knopfdruck unterschiedliche Sprachstufenwörterbücher zu generieren, andererseits zu jedem polysemen Lemma einen knappen Überblick über die Bedeutungsentwicklung anzuzeigen.

Aus Zeitgründen verzichtet werden muss auf die Aufnahme der rezenten Verbreitung eines Lemmas bzw. einer Bedeutung. Die Angaben sind strukturell zu komplex (vgl. oben Abb. 4), als dass sie auf einfache Weise in eine digitale Struktur überführt werden könnten. Zudem müssten die Angaben interpretiert werden, da sich die Beleglage zwischen den frühen und den späteren Bänden deutlich unterscheidet und daher differenziert werden müsste, ob die Verbreitungsangabe eher beispielhaften Charakter hat oder weitgehend vollständig ist.

Für die Erfassung all dieser Angaben ist vorgesehen, studentische Mitarbeiter einzustellen und entsprechend zu schulen. Das Register der bisher erschienenen 16 Bände umfasst nahezu 160 000 Einträge. Bei einer Anzahl davon, die vorläufig nicht genau beziffert werden kann, handelt es sich um Nebeneinträge, die lediglich wichtige lautliche und morphologische Varianten eines Haupteintrages wiedergeben.

Falls es gelingen sollte, die vorgesehenen Angaben pro Lemma in fünf Minuten zu erfassen, ist mit einem Aufwand von ca. sieben bis acht Mann- bzw. Frau Jahren zu rechnen. Wir

sind uns bewusst, dass dies ein ambitioniertes Ziel ist. Erst ein ausgiebiger Test mit geschulten Hilfskräften wird zeigen, wie realistisch die Berechnung ist.

## Literatur

- Badisches Wörterbuch* (1925–), vorbereitet von Friedrich Kluge, Alfred Götze u.a.; bearb. von Ernst Ochs, Karl Friedrich Müller, Gerhard W. Baur, Rudolf Post. Lahr/München: Oldenbourg.
- Bickel, Hans (2007), «Idiotikon digital: Überlegungen zu einer elektronischen Ausgabe des Schweizerdeutschen Wörterbuchs», in: *Schweizerdeutsches Wörterbuch, Bericht über das Jahr 2006*, S. 13–26.
- Bickel, Hans (2008), «Die Erschliessung neuer Kanäle: Die Volksausgabe des Idiotikons und <Idiotikon online>», in: *Das Idiotikon: Schlüssel zu unserer sprachlichen Identität und mehr. Frühjahrstagung der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften*, Zürich, 24. April 2008, Bern: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, S. 151–162.
- Burch, Thomas, Fournier, Johannes, Gärtner, Kurt und Rapp, Andrea (Hg.) (2003), *Standards und Methoden der Volltextdigitalisierung*. Beiträge des Internationalen Kolloquiums an der Universität Trier, 8.–9. Oktober 2001, Stuttgart: Steiner.
- Grimm, Jacob und Wilhelm (u.a.), (1854/1960. 1971), *Deutsches Wörterbuch*, 32 Bde. und Quellenverzeichnis, Leipzig: Hirzel.
- Hallig, Rudolf & von Wartburg, Walther (1963), *Begriffssystem als Grundlage für die Lexikographie: Versuch eines Ordnungsschemas*, 2., neu bearb. und erw. Aufl., Berlin [-Ost]: Akademie-Verlag.
- Landolt, Christoph und Schifferle, Hans-Peter, «Überlegungen zu einem Ausbau der Zugriffsmöglichkeiten auf das Schweizerische Idiotikon», Referat gehalten am 5. Arbeitstreffen deutschsprachiger Akademie-Wörterbücher, Wien, 8.–10. Juni 2006 ([www.idiotikon.ch](http://www.idiotikon.ch) > Literatur > über das Idiotikon).

- (1965/2010), *Südhessisches Wörterbuch*, begr. von Friedrich Maurer; nach den Vorarbeiten von Friedrich Maurer, Friedrich Stroh und Rudolf Mulch bearb. von Rudolf Mulch und Roland Mulch. 6 Bde., Marburg/Darmstadt: Elwert.
- (1899/1907), *Wörterbuch der elsässischen Mundarten*, bearb. von Ernst Martin und Hans Lienhart im Auftrage der Landesverwaltung von Elsass-Lothringen. 2 Bde., Strassburg: Trübner.

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Bickel (2007).
- 2 *TEI* steht für *Text Encoding Initiative*, s. <http://www.tei-c.org/index.xml>
- 3 Eine Beschreibung der Anordnungsprinzipien findet sich im Id. Bd. I, Spalte IX; s. auch Wanner, Hans: Das Schweizerdeutsche Wörterbuch, in: *Orbis* IV, Nr 2, 1955, 506ff.
- 4 So findet man den Registereintrag «Chrëbs 3,781», indem man eine der folgenden, weitgehend automatisch generierten Varianten eingibt: *Chrëbs*, *Krëbs*, *Chräbs*, *Kräbs*, *Chrëps*, *Krëps*, *Chräps*, *Kräps*. Diese Varianten berücksichtigen nicht tatsächlich vorkommende, sondern nur potenziell mögliche Schreibungen. Es werden damit allerdings nicht alle denkbaren Schreibungen abgedeckt, sondern es wird lediglich das Suchspektrum erweitert. Die praktische Erfahrung zeigt, dass häufig das gesuchte Stichwort dank diesem System auf Anhieb gefunden wird.
- 5 Die automatisch generierte Verhochdeutschung berücksichtigt die lautgesetzlichen Abweichungen zwischen Schweizerdeutsch und Hochdeutsch. So wird etwa anlautendes *ch-* zu *k-*, die Langvokale *-ī-*, *-ū-*, *-ü-* zu *-ei-*, *-au-*, *-eu-*. Teilweise entstehen im Resultat falsche Verhochdeutschungen. Wie gross der Anteil richtiger Verhochdeutschungen ist, müsste eine aufwendige Auszählung ergeben. Richtige Verhochdeutschungen ergibt dieses Verfahren hauptsächlich für Simplizia, während bei Komposita insbesondere die *ch/k*-Ersetzung häufig nicht möglich ist, da der Anlaut des Grundwortes nicht automatisch bestimmt werden kann.
- 6 Mit dem Scannen wurde die Firma *4DigitalBooks – ASSY SA* in Ecublens/VD beauftragt. Die Bände und Hefte mussten nicht aufgeschnitten werden, sondern wurden von einem Buchscanner eingelesen. Die Scanauflösung betrug 600 dpi Graustufen, als Dateiformat wurde *jpg* gewählt.
- 7 Der Begriff *OCR* bedeutet *Optical Character Recognition* und meint maschinelles Konvertieren von eingescannten Textabbildungen in bearbeit- und durchsuchbaren Text.
- 8 <http://openlibrary.org/dev/docs/bookreader>
- 9 Die 32 Bände des Deutschen Wörterbuchs beispielsweise wurden im Double-Keyping-Verfahren von der Firma TQY Double Key in Nanjing/China erfasst (<http://dwb.uni-trier.de/de/die-digitale-version/volltextdigitalisierung/>).

- 10 In Bd. I, Spalte XII des Idiotikons haben Staub und Tobler die Ansatztechnik folgendermassen beschrieben: «An der Spitze steht als Stichwort eine Form, welche aus der Zusammenfassung der betreffenden einzelnen landschaftlichen Aussprachen abstrahiert ist, also ein allgemeines Alemannisch darstellt und willkommen, aber ungesucht dem Hochdeutsch (zunächst dem Mhd.) sich nähert, ohne doch ... die mundartlichen Prinzipien preis zu geben.»
- 11 Id. X 1496.
- 12 *Deutsches Wörterbuch* X 2, 1, Sp. 1385.
- 13 Id. XIV 1724.
- 14 *Wörterbuch der elsässischen Mundarten* II 771.
- 15 Bei Komposita sind Bedeutungen im Wörterbuch nicht immer ausformuliert, sondern lediglich mit *entspr.* und einem Verweis auf das Grundwort angedeutet. Aus Zeitgründen wird es wohl nicht möglich sein, eine eigenständige Bedeutungserläuterung zu formulieren.
- 16 Id. XV 1545.
- 17 Id. IX 179.





## Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften: eine Institution im Zentrum eines weitläufigen Netzes

Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) vereinigt als Dachorganisation 60 wissenschaftliche Fachgesellschaften. Sei es in der Literatur oder der Theologie, in den Kommunikations- oder den politischen Wissenschaften, ihre Mitgliedgesellschaften repräsentieren eine Vielfalt von Disziplinen. Gesamthaft gesehen sind nicht weniger als 30 000 Personen als Mitglied einer Fachgesellschaft mit der SAGW verbunden und bilden somit das grösste Netz in den Geistes- und Sozialwissenschaften unseres Landes.

Forschungsförderung, internationale Zusammenarbeit sowie Förderung des akademischen Nachwuchses – dies sind schon seit ihrer Gründung im Jahre 1946 die Hauptanliegen der SAGW, und in letzter Zeit hat sich ihr Betätigungsfeld noch erweitert. Die Akademie ist eine vom Bund anerkannte Institution zur Forschungsförderung; sie engagiert sich in drei zentralen Bereichen für die Geistes- und Sozialwissenschaften:

### *Vermitteln*

Die SAGW organisiert regelmässig öffentliche Tagungen sowie Podiumsgespräche zu aktuellen Themen. Sie hebt damit den Beitrag ihrer Disziplinen zur Analyse wichtiger gesellschaftlicher Probleme hervor und fördert den Dialog mit Politik und Wirtschaft.

### *Vernetzen*

Die SAGW dient als Plattform zur Verwirklichung von Gemeinschaftsprojekten sowie für die Verbreitung von Forschungsergebnissen innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Auch ihrer Rolle als «Vermittlerin» zwischen den Disziplinen kommt grosse Wichtigkeit zu.

### *Fördern*

Die SAGW stellt einen Grossteil ihres Budgets für die Förderung der Aktivitäten der Geistes- und Sozialwissenschaften in unserem Land zur Verfügung. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten verfolgt sie eine Subventionspolitik, in deren Zentrum die Förderung des akademischen Nachwuchses sowie der Frauen in der Forschung steht.

Die SAGW ist Mitglied der Akademien der Wissenschaften Schweiz. Die Akademien der Wissenschaften Schweiz vernetzen die Wissenschaften regional, national und international. Sie engagieren sich insbesondere in den Bereichen Früherkennung und Ethik und setzen sich ein für den Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. [www.akademien-schweiz.ch](http://www.akademien-schweiz.ch)

### **Kontakt**

Schweizerische Akademie  
der Geistes- und Sozialwissenschaften  
Hirschengraben 11  
Postfach 8160  
3001 Bern  
Tel. ++41 (0)31 313 14 40  
Fax ++41 (0)31 313 14 50  
E-Mail: [sagw@sagw.ch](mailto:sagw@sagw.ch)  
[www.sagw.ch](http://www.sagw.ch)

## Aus der Reihe «Sprachen und Kulturen»

*Bisher erschienen:*

*Die Fototeca dal Dicziunari Rumantsch Grischun* (Heft VI)  
Publikation im Rahmen der Nationalen Wörterbücher und des Schwerpunktes «Sprachen und Kulturen», Eigenverlag, Bern 2013

*Thurgauer Mundart in Geschichte und Gegenwart* (Heft V)  
Publikation im Rahmen der Nationalen Wörterbücher und des Schwerpunktes «Sprachen und Kulturen», Eigenverlag, Bern 2012

*Renward Brandstetter (1860–1942)*  
Beiträge zum 150. Geburtstag des Schweizer Dialektologen und Erforschers der austronesischen Sprachen und Literaturen. Mit einer Autobiographie, Eigenverlag, Bern 2012

*I segni dell'altro. Interferenze, prestiti e calchi nei dialetti della Svizzera italiana* (Heft IV)  
Publikation im Rahmen der Nationalen Wörterbücher und des Schwerpunktes «Sprachen und Kulturen», Eigenverlag, Bern 2012

*Rätoromanische Volkslieder aus der mündlichen Tradition* (Heft III)  
Publikation im Rahmen der Nationalen Wörterbücher und des Schwerpunktes «Sprachen und Kulturen», Eigenverlag, Bern 2011

*Von der Deklaration zur Umsetzung – Schutz und Förderung der kulturellen Vielfalt in der Schweiz*  
*De la déclaration à la mise en œuvre – protéger et promouvoir la diversité culturelle en Suisse*  
Akten der Frühjahrestagung vom 25. Januar 2011 in Zürich, Eigenverlag, Bern 2011

*Les patois valaisans* (Heft II)

Publikation im Rahmen der Nationalen Wörterbücher und des Schwerpunktes «Sprachen und Kulturen», Eigenverlag, Bern 2010

*Mehrsprachigkeit in Wissensproduktion und Wissenstransfer – Les enjeux du plurilinguisme pour la construction et la circulation des savoirs*

Tagungsakten, Bern 2010

*Freiburgerdeutsch/Senslerdeutsch* (Heft I)

Publikation im Rahmen der Nationalen Wörterbücher und des Schwerpunktes «Sprachen und Kulturen», Eigenverlag, Bern 2009

*Das Idiotikon: Schlüssel zu unserer sprachlichen Identität und mehr*

Tagungsakten, Bern 2008

*Sprachendiskurs in der Schweiz: vom Vorzeigefall zum Problemfall? – Le discours sur les langues en Suisse: d'un modèle d'exemple à un cas problématique?*

Tagungsakten, Bern 2005

*Viersprachig, mehrsprachig, vielsprachig – La Suisse, un pays où l'on parle quatre langues ... et plus*

Tagungsakten, Bern 2003

*Langues et production du savoir*

Tagungsakten, Bern 2003

*Muslimen in der Schweiz – Les musulmans de Suisse*

Tagungsakten, Bern 2003



Schweizerische Akademie  
der Geistes- und Sozialwissenschaften  
Hirschengraben 11, Postfach 8160, 3001 Bern  
Tel. 031 313 14 40 Fax 031 313 14 50  
E-Mail: [sagw@sagw.ch](mailto:sagw@sagw.ch)

**a<sup>+</sup>** Mitglied der  
Akademien der Wissenschaften Schweiz

ISBN 978-3-907835-78-4